

Welt
 und Sterling versichert
 terei Georgetown's, der
 tonie auf dem Südameri-
 Jahre 1872 entdeckt, und
 haben, der das Glanzstü-
 er überlassen haben soll.
 Zeit weltberühmte Brief-
 den reichen Sonderlings-
 den Staatsangehörigen
 des Weltkrieges von den
 und mußte sein Palais
 enden Markensammlung
 niemals wiedergesehen,
 n verfiel. Im Zuge der
 erwähnt, auch die kost-
 hammer und wurde in
 anterlös betrug mehr als

inkfekte und sie unter
 und wieder wurden
 in der Wut fabriziert
 ligen italienischen An-
 ffliche Juch diesmal?
 en Arbeit
 uß
 it viel erörterte Frage,
 cherung unterliegenden
 en Veranstaltungen des
 (Mai) in ihrer Betriebs-
 allversicherung genießen,
 o bejaht. Der Schuß
 zum und vom Festplatz
 gelinen Betriebsangehöri-
 Betriebsgruppe vor der
 ist, ist als Weg nach und
 auch der Weg außerhalb
 d.

ERER
 V
 LINDER
 hmen
 achse
 ab Werk

g:
 ann, Düsseldorf
 raße 61, Telefon 10581

win-
 bringende
 pelztierzucht
 apitalanlage ohne
 nen Zuchtbetrieb.

Seit mehr als
 Jahren hat sich unsere
 pilledezahl vervielfacht
 die bisherigen Gewinne
 weiteren Aussichten
 richtet Sie kostenlos
 unsere Druckschrift

llen auch Sie
 n beteiligen?
 schreiben Sie bitte an:

Gemeinsame
 pelztierzucht
 BERLIN N24
 drichstr. 136

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 42 — Sonntag, 20. Oktober 1935

Rheinweinlied

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
 und trinkt ihn fröhlich leer!
 In ganz Europa, ihr Herren Zecher,
 ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Ungarn, noch aus Polen,
 noch wo man franzmänn'sch spricht.
 Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen!
 Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle.
 Wie wär' er sonst so gut!
 Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
 und doch voll Kraft und Mut!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche,
 und viele Berge, hört!
 sind, wie die weiland Kreter, faule Bäume
 und nicht der Stelle wert.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
 Gewächs, sieht aus wie Wein.
 ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,
 dabei nicht fröhlich sein.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben.
 Gesegnet sei der Rhein!
 Da wachsen sie am Ufer hin und geben
 uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn und laßt uns allewege
 uns freu'n und fröhlich sein!
 Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
 rüben ihm den Wein.

Matthias Claudius.

Winzerfeste

„Trunken müssen wir alle sein!
 Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
 Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend!
 So ist es wundervolle Tugend.
 Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
 Und Sorgenbrecher sind die Reben.“

Diese Verse dichtete einst Goethe, als er in Erinnerung
 froher Stunden, die er im Rheingau verlebte, gen Süden zog. Er
 hatte im Anschluß an das Rochusfest zu Bingen, wo er sich in
 weindurchfeuchteter Fröhlichkeit inmitten des Volkes seit langer
 Zeit als Landsmann unter Landsleuten fühlte, sorgenlose Tage
 am Rhein verlebt. Die herrlichen Gedichte des Schenkenbuches
 im westöstlichen Divan sind durchpulst von der Freundschaft, die
 er am Rhein genoz. Man vergißt das orientalische Gewand, in
 das der Dichter seine Strophen gekleidet hat. Es ist rheinisches
 Leben, das in den Versen glüht. Die Blume rheinischen Weines
 lüftet aus den Liedern.

Für Sorgen sorgt das liebe Leben
 Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Man sollte diesen Reim immer im Ohre klingen hören, wenn
 man durch das Tor eines unserer rheinischen Städtchen zu einem
 Winzerfeste wandert. Die Weisheit, die der Dichterst in
 solche kristallhelle Form zu kleiden verstand, wird ja in all den
 mittelalterlichen Gassen und Winkeln lebendig, um ihre unver-
 wüstliche Jugend zu zeigen. Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!
 — Das Alter aber kommt durch den Wein wieder zur Jugend.
 Das ist das geheimnisvolle Gesetz ewiger Erneuerung, das in der
 Kraft des rheinischen Weines verborgen steckt. „Es ist Musik
 im guten Wein!“, sagt eine alte Redensart. Deswegen klingt es
 auch überall in unseren trauten Weinestern, aus den Kellern, in

den Stuben, aus den Höfen und um den Kirchturm. Mit einem
 frohen Jauchzer knallen die Pfropfen an Saar und Ruwer aus
 den Halsen der Flaschen. Stößt die Treverisgläser an, wenn sie
 mit süßigem Mosel gefüllt! Ihr hört das jubiliierende Tremulo
 schwebender Geigen! Fahrt den Rhein hinauf! Alles klingt und
 selbst die Glocken singen im tiefen Tone: „Vinum bonum!
 Vinum bonum!“ Das feierliche Rot des Ahrweins aber hebt
 Euch hinaus aus dem Werkeltag; sonntäglicher Orgelton braust
 um die Felsen der „Bunten Kuh“ und durch die engen Trichter
 der rebengeschmückten Klippen! Kommt zu dieser Musik noch
 der Sang der fröhlichen Menschen, — so wird das „wundervolle
 Tugend“. Rebengrün und Flaggenfarben erhöhen die Feiern
 und zaubern ein Bild, das niemals dem Gedächtnis dessen ent-
 schwinden wird, der in kindlicher Unbefangenheit dem Winzer-
 feste sich genah.

Man frage nicht, ob dieses oder jenes Fest nun wirklich
 historisch ist. Darauf kommt es gar nicht an. Weingenuß
 ist in unsern deutschen Gauen immer eine feierliche Sache ge-

wesen; wenn unsere Altvordern bei einem wichtigen Rechtsge-
 schäfte einig wurden, so wurde gleichsam als Siegel eine gute
 Flasche dazugesetzt. Das ist Historie genug! Und wenn heute
 auf den Winzerfesten Stadt und Land ein lustig Stelldichein sich
 geben, so sei das ein Siegel naher Verbundenheit! Wenn frischer
 Most des Winzers Müh versüßt, dann wollen wir zum Winzer
 fahren und mit ihm Freude teilen. Unsere Freude ist Aner-
 kennung seiner harten Arbeit, sie ist aber auch Sammlung
 neuer Kraft für unsere Arbeit. Der Winter ist lang; wir wollen
 Freude sammeln für die grauen Abende. Mit einem großen
 Bündel Freude kehren wir vom Winzerfeste wieder heim in die
 Städte. Es klingt die ganze rauhe Jahreszeit hindurch, dann noch
 die Musik von Mosel, Saar und Ruwer, vom Rhein und der Nahe,
 von Mittelrhein und Ahr an unserm Ohr! Rebengrün und Fahnen-
 schmuck umflattern uns, während die Eisblumen an den Fenstern
 wachsen. Alle Freude aber wird noch einmal um uns singen
 wenn wir am warmen Ofen mit einem Jauchzer die Andenken
 entkorken, die wir vom Winzerfest mit heimgebracht.



Winzermädeln freuen sich auf ihr Fest

Foto: Pfeifer, Neuss

Seppel bummelt nach Afrika

Erlebnisse eines Weltfahrers
Von Josef Popfinger

1. Fortsetzung.

Ahiesche, die arabische Freundin

Nachts um 1 Uhr in Mohammedanerkleidung.

Allmählich war ich stadtbekannt geworden. Mit meinem Freund Abd el Kerim sah ich oft in einem arabischen Kaffeehaus unter Eingeborenen und trank meinen heißen Pfefferminztee, der mir sehr gut schmeckte. Nebenbei erregte ich mich an der Fingel-Tangel-Musik.

Alles machte Abd el Kerim mit, aber meine Bitte, er solle ein Glas Wein mit mir trinken, lehnte er unter der Begründung ab, daß Mohammed, sein Prophet, Weintrinken verboten habe. Er sei zwar kein besonders guter Gläubiger, aber Wein, den giftigen Saft, trinke er nicht, und auch für Schweinefleisch sei er nicht zu haben. Dafür versprach er mir aber, mich bei einer Familie einzuführen, die einige Töchter hatte, allerdings mit einem dicken Schleier vor dem Angesicht, aber das sollte mir zunächst nichts ausmachen.

Schweigend schritt Abd el Kerim neben mir durchs Eingeborenenviertel. Wir kamen durch viele kleine Gäßchen und quetschten uns durch die niedrigen Häusertünnel. Es war bereits Mitternacht, aber die Leute saßen noch umher, wie am hellen Tag.

„Wir sind am Ziel“, sagte mein Freund, als wir vor einem kleinen Araberhaus, das am Hange des Berges lag, standen. Auf der Hausstiege sah eine dick verschleierte Gestalt. Der gute Muselmann begrüßte sie und erzählte ihr dann von mir, der ich schweigend neben ihm stand. Viel Arabisch verstand ich zwar nicht, aber was ich da verstand, war lauslich.

Der gute Abd el Kerim entpuppte sich als trefflicher Sprüchekraker.

Auf mich deutend, sprach er mit entsprechendem Pathos: Ich sei sein Freund Yusuf, ein großer deutscher Eibdi, und er kenne mich schon seit zehn Jahren. (In Wirklichkeit hatten wir uns erst vor wenigen Wochen kennengelernt.) Ich berichte für Zeitungen in Deutschland, der Schweiz und Frankreich und sei extra nach Marokko gekommen, um ihn, seinen alten Freund, zu besuchen, und er gebe jetzt mit mir spazieren. Er pries meine Qualitäten und bezeichnete es als in großes Glück, der Freund eines so vortrefflichen Mannes zu sein. Dann gab er mir einen freundschaftlichen Klappenstoß, und ich stand vor der Gestalt.

„Salam Aleikum!“ sagte ich mit tiefem Haß, und „Aleikum Salam!“ zwitscherte es zurück; zwei schwarze Augen versenkten sich in die meinen und richteten gewaltige Verheerungen an. Eine schmale, feingliedrige Hand legte sich in meine rechte Wange. Ich stammelte etwas vom Tau auf der Rosenknospe, dem Schimmer des Mondes auf dem Dach einer Moschee und sonstiges Zeug, und Abd el Kerim überreichte diese Komplimente getrennt, bis er mir wieder einen Klappenstoß verfeigte.

„So, jetzt gehen wir“, sagte er, und das erfüllte mich mit Mut. Nach einem kurzen Gruß schritten wir wieder durch die dunklen Straßen, und ich legte mir sämtliche Schimpfwörter zurecht, um Abd el Kerim damit zu überschütten. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen, und da zog mein Freund seinen Tschilaba aus, und ich mußte mich damit bedecken.

„Was soll das?“, fragte ich, aber Abd el Kerim blieb mir die Antwort schuldig.

Dann nicht, siehe Tante! dachte ich und schlüpfte hinein. Kerim behielt nur seine Unterleider an, und auch den Tarbusch hatte er an.

Die weiße Kapuze vom Tschilaba zog ich über meinen Kopf, und der richtige Muselmann war fertig.

Diese schöne Mohammedanerin kochte zu Hause arabischen Tee, und weil du mein Freund bist und die Araberin nicht einsehen kann, daß du als Christ und Freund von mir nicht auch zu einem Glas Tee kommen kannst, so darfst du sie, obwohl es streng verboten ist, in mohammedanischer Kleidung besuchen“, sagte Kerim zu mir, und ich fand, daß das die vernünftigste Rede war, die er je an mich gerichtet hatte.

Eine Mohammedanerin darf in ihrer Wohnung nie mit einem Ungläubigen zusammen sein, auch darf sie mit ihm nicht sprechen. Wenn sie erwischt wird, wird sie geächtet. Dieses Mädchen nahm das Gesetz offenbar nicht so tragisch. Scheinbar gefiel ich ihr, und als Freund von Abd el Kerim durfte ich sie besuchen.

Wie der stolze Araber schritt ich Abd el Kerim nach, und bald landeten wir wieder vor dem Hause des jungen Mädchens. Mein Begleiter trat als erster ein, und ich folgte ihm. Die Tür stand schon offen. Auf dem schmalen Gang, in dem es finstern war wie in einem Sack, blieb ich stehen. Kerim leuchtete mit einer Kerze umher, dann kroch ich nach ihm die schmale Leiter empor und stand in einem Raum, der als Wohn- und Schlafstube diente.

Zwei junge Mädchen saßen mit untergeschlagenen Beinen auf einigen am Boden liegenden Kissen. Nur die Augen sahen aus dem schmalen Schlitz der Schleier hervor.

Abd el Kerim setzte sich gleich, nachdem er sich seiner Pantofole entledigt hatte, auf die Kissen, und nachdem ich meine Schuhe ausgezogen hatte, machte ich es ihm nach. In der Mitte war ein etwa 20 Zentimeter hoher Tisch, auf dem vier Gläser standen. Die eine Araberin nahm bereitgehaltene grüne Teeblätter und legte sie in die Gläser, dann goß sie siedendes Aduerwasser darauf, und der Tee war fertig. Dieser arabische Tee schmeckt nach Pfefferminz und ist sehr gut. Ein richtiger Marokkaner pumpt sich damit den Magen bis oben voll.

Die malerische Szene wurde von einer mageren Olfunkel magisch beleuchtet. Kerims Junge ging wie geschminkt. Sie lief mit höchster Tourenzahl, und wenn

er jedes zweite Wort ausgelassen hätte, so wäre es immerhin noch eine nette rednerische Leistung gewesen. Mich interessierte das nicht, und überdies verstand ich kaum ein Prozent. Viel mehr hätte mich meine Nachbarin in unverschleierte Zustände interessiert, und darum begann auch ich zu quatschen.

Ich erzählte, daß es in „Alemania“ ganz andere Bräuche gebe, und

wenn man da beim Tee sitze, seien die Frauen nicht verschleiert, denn da könne man sich doch viel vernünftiger unterhalten.

Ich hat nun die zwei Araberinnen, daß sie sich doch auch entschleiern möchten. Fast rebete ich mir eine Hornhaut an die Zunge, dann ich beherzigte ja die Landessprache nur schlecht. Endlich, nach langem Zögern, nahm meine Nachbarin den Geschäftsschleier ab. Eine junge, hübsche, braune Araberin kam zum Vorschein. Sie sagte mir nun, daß sie Ahiesche heiße und 18 Jahre alt sei.

Ihre Schwester Zehra nahm auch den Schleier ab, und auch sie entpuppte sich als ein recht niedliches Mädchen. Aber Ahiesche, die jüngere, gefiel mir noch besser; sie hatte so köstlichwarze Haare und schöne braune Augen im braunen Gesicht.

Ein Glas Tee nach dem anderen ließ ich hinunterplätschern, und die Stimmung stieg. Ahiesche nahm eine „Derbaga“ (eine Art Trommel), schlug auf diese ein, und dazu sangen die beiden Mädchen Lieder von einzigartiger Schönheit.

„Yusuf, so etwas gibt es bei dir zu Hause nicht“, sagte Kerim.

„Nein, aber bei uns, da gibt man sich einen Kuß, wenn man so gemühtlich beisammen ist“, log ich und sah Ahiesche an. Nicht recht viel später erwies es sich, daß es das in Marokko auch gibt.

Es wurde 3 Uhr früh, und wir mußten an den Aufbruch denken. Nach einem langen Abschied flachten wir uns aus dem Haus und mischten uns unter die Leute, die immer noch die Straßen bevölkerten. Später besuchte ich Ahiesche noch ein paarmal.

Sie wollte gerne mit mir nach Europa gehen, und sie glaubte sogar sehr fest, daß ich sie mitnehmen würde.

Ich mußte ihr aber eine Enttäuschung bereiten, denn ich dachte noch gar nicht an Europa; mein Plan stand schon fest: hinein nach Afrika, um ein neues Stück von Gottes weitem Welt zu sehen.

Eines fiel mir noch schwer: der Abschied von all denen, die mir so viel Freundschaft und Liebe entgegengebracht hatten. Aber die Zeit drängte, und so schied ich mich an zu einem letzten Besuch bei Ahiesche.

Eine klare Nacht stieg am Himmel empor, die Sterne glänzten in voller Pracht, als ich in meiner Mohammedanerkleidung den letzten Gang zu Ahiesche machte. Das braune Mädchen erschrak vor meinem ersten Gesicht und ahnte wohl, daß es ein letzter Besuch war. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als ich ihr die Hand zum Abschied reichte. Bis zu dieser Stunde hatte sie gehofft, daß ich sie doch mitnehmen würde nach Europa.

Ahiesche, du braune Blume, leb wohl! Danke Allah, daß du nicht nach Europa müßtest, denn du wärest in diesem Land gestorben, gestorben vor Heimweh nach Marokko, gestorben vor Sehnsucht nach den lauten Nächten mit ihrem Zauber! Das Nebelland ist nichts für Kinder der Sonne.

Am folgenden Morgen verabschiedete ich mich von Abd el Kerim. Ihm tat es sehr leid, daß ich ihn nun verlassen mußte. Ein letzter Händedruck, dann zog ich mit Photoapparat und Kufsch meine Straße entlang, dem Süden zu.

BLICK IN DIE WELT

Patent für gute Witze . . .

Vom Verbands der Kabarettkünstler zu New York wurde ein Rechtsanwalt beauftragt, einen Gesetzesvorschlag einzubringen, der eine Art von Monopol für gute Witze enthalten soll. Jeder gute Witz soll demnach von seinem Erfinder in ein bestimmtes Register eingetragen werden können, wodurch der Autor ein Recht erwirbt, jedem anderen, der diesen Witz auf der Bühne oder im Film erzählt, einen Schadenersatzprozess anzuhängen.

Tanz- und Löwenfallen.

Es gibt die Abessinier dabei, ihr flaches Steppeland gegen die Einfallslosigkeit von Tantis zu schützen. Sie sind auf den Gedanken gekommen, diesen fählernden Klotzen ähnlich wie ihren Löwen zu begegnen, ihnen nämlich Fallen zu stellen. Tiefe Gruben mit festgetretenen Wänden, unten mit Sprengstoff ausgelegt, oben mit Heiß- und Sand bedeckt, sollen die Tantis ohne weitere menschliche Hilfe vernichten. Ein Plan, der gar nicht ohne Erfolg sein könnte, wenn das Gebiet nicht gar zu umfangreich wäre. Hunderttausende solcher Fallen müßten gebaut werden, wenn wirklich ein ausreichender Schutz geschaffen werden soll.

Der prächtige Massenmörder.

Der 21jährige Ernest Cramer aus Auburn in Kalifornien erregte einen so großen Abscheu durch die Art, wie er sich rühmte, täglich das warme Blut selbstgeschlachteter Tiere aus dem Körper zu trinken, daß man die Polizei auf ihn aufmerksam machte. Als man zu seiner Vernehmung schritt, gab er ohne weiteres seine Aussage zu und fing dann an, in zynischer Weise eine Reihe von 27 Morden abzuliegen, daß die Polizeibeamten ihren Ohren nicht trauten. Nun sind allerdings in dieser Gegend oft Leute verschwunden, ohne daß man etwas von ihrem Verbleib hörte, aber niemand hatte Cramer in Verdacht. Er gab einige Stellen an, wo er seine Opfer vergraben hatte; man suchte nach und fand auch schon zwei Leichen. Immerhin bezweifelt man die Opferzahl dieses Massenmörders doch noch, der in seiner Art wohl ein einzig dastehendes Beispiel von Verriäterei bietet.

Fliegen? Schlafen Sie in Blau!

Die Gelehrten haben wieder einmal eine neue Eigenschaft an der Fliege entdeckt. Dies vielbesendete Insekt kann die blaue Farbe nicht leiden. Es meidet blaue Zimmer, und wenn man es in durchlässige blaue Tüten sperrt, leidet sein Wohlbefinden beträchtlich mehr, als wenn man einfach weiße Tüten verwendet. Also, wenn die Fliegenplage groß wird, wenn einen die zudringlichen Vießbeiner nicht schlafen lassen wollen: blaue Tapeten, blaue Stieppdecken, blauer Schlafanzug und jede Fliege fliehe.

Die fanatische Stadt.

Water-Springs bei Buffalo (U.S.A.) scheint eine sehr energiegelade und fanatische Stadt zu sein. Nachdem sie sich mit hundert Prozent an der Durchsetzung der Prohibition beteiligt und auch vollkommen trocken geblieben, steht sie ansehnend ein, daß dies Ideal nicht durchzuführen ist und hat sich etwas Neues ausgedacht: die ganze Stadt wohnt sich dem Vegetarismus. Alle 10 000 Einwohner streichen das Fleisch von der Speisekarte, und sogar die Fleischer haben sich bekehren lassen. Man bringt darauf, ein Schlachtoverbot für den Staat zu erlassen und das Fleischessen mit hohen Strafen zu belegen . . .

Vernebelung und Gasmasken vor 2000 Jahren.

Wenn immer wieder behauptet wird, daß alles schon einmal dagegeben sei, dann kann das auch von verschiedenen modernen Kriegstechniken gelten. So berichtet Cäsar in seinem Buch vom Gallischen Krieg, daß eine belagerte Siedlung sich dadurch weiteren Angriffen ent-

zog, daß die Bewohner feuchtes Stroh rund um die Grenze ihres Ortes häuften, es in Brand setzten und ungesehen entliefen, wobei sie feuchte Tücher aus Gesicht preßten, um sich vor dem Qualm zu schützen. Also Vernebelung und Gasmasken vor 2000 Jahren!

Der tödliche Mausebfiß.

Der bekannte Raubtierbändiger Leonardi ist in einem Krankenhaus zu Rom an den Folgen einer Muttergungung gestorben, die er sich durch den Biß einer Maus zugezogen hatte. Leonardi, der ein Alter von 56 Jahren erreichte, trug in seinem gefährlichen Beruf oft genug schwere Verwundungen durch Bären, Löwen und Tiger davon, ohne daß sie ihm etwas geschadet hätten. Als er dann aber eine Maus beim Säubern des Stalles in die Enge trieb, um sie zu töten, brachte ihm dieses winzige Tier eine kleine Wunde bei, die der Dompstier vernachlässigte und die nach sechs Tagen seinen Tod zur Folge hatte.

Modernisierter Goethe.

In der sonst so konservativen Stadt Philadelphia (U.S.A.) fand durch eine Gruppe junger „Künstler“ eine Neueinführung von Goethes „Faust“ statt, die wohl in ihrer Geschmackslosigkeit einzig dastehen dürfte. Die Dekorationen waren aus Glas, Beton, Gummi oder Stahl gefertigt, die handelnden Personen paßten sich der Zeit an: Faust war Direktor großer chemischer Werke, Mephisto ein Börsenmakler, Gretchen eine Modistin usw.

Seltames Unglück bei Ballonlandung.

Ein sonderbarer Flugunfall ereignete sich in Spanien durch einen Freiballon, der bei einem Wettbewerb aufgestiegen war und nun landen wollte. Das Schleppseil glitt herab, schleifte über dem Boden, wurde von einem Bauern gefangen, der zugreifen wollte — und schlug dabei mit großer Gewalt gegen die Schulter des Mannes, so daß das Schlüsselbein gebrochen und der Arm verrenkt wurde. Ob der Führer des Ballons eine Schuld trifft, steht noch nicht fest.

Lebende Mammute . . . ?

Sibirische Reisende, die jetzt nach Moskau zurückkehren, berichten von einer Entdeckung, die allerdings reichlich märchenhaft anmutet. Bei einem nordibirischen Nomadenstamm fanden die Forscher unbeholfene Zeichnungen von Mammutgestalten auf den Schäften der Waffen eingeritzt und beobachteten, daß diese Tierzeichnung auf verschobenen Bretchen wiederholte. Als man die Nomaden fragte, wie sie zu dieser Kenntnis eines Mammuts kamen, erklärten sie, daß ihre Vorfahren derartige Tiere noch gejagt hätten; sie hätten das Zeichen als Jagdzauber übernommen, wenn sie auch kein solches Tier mehr lebend gesehen hätten. Dieser Bericht deutet also darauf hin, daß noch in historischer Zeit diese Riesen der Tierwelt hier oben lebten. Wahrscheinlich aber verhält es sich damit so, daß einige Männer des Stammes an der Expedition beteiligt waren, welche Anfang dieses Jahrhunderts die aussehenerregenden Ruinen in der Tundra machte: durch das Eis woberbaltene, gefrorene Mammute.

Darf der Staatsanwalt lachen?

In Paris fand vor dem Appellationsgericht eine Verhandlung gegen einen Einbrecher statt, in der es darauf ankam, ob das Urteil der Vorinstanz anfechtbar sei. Bei der vorübergehenden Verhandlung hatte nämlich der Staatsanwalt ununterbrochen gelacht, und der Verteidiger erblickte hierin einen Revisionsgrund. Das Appellationsgericht schloß sich seiner Auffassung an, trotzdem der Staatsanwalt — unterstützt von mehreren Zeugen — erklärte, die Verteidigung des Anwalts sei eben so lächerlich gewesen, daß er unmöglich ernst bleiben konnte.

Die Naßburger Patenkinden

Bacharach und Clotten

Man empfindet so etwas von der Färllichkeit eines Patenkindes zu seinem Patenkind, wenn man in diesen Tagen Bacharach einen Besuch abstattet. Schließlich ist ja nicht nur die „Stadt Neuß“ als Sammelbegriff für die beiden Orte Bacharach und Clotten, das ist vielmehr jeder einzelne Neuffer, soweit er der Milchstraße entwachsen ist. Mit dieser Patenpflicht haben wir die Sorge übernommen, etwas für die Kinder zu tun, und da dieses „Tun“ nebenbei

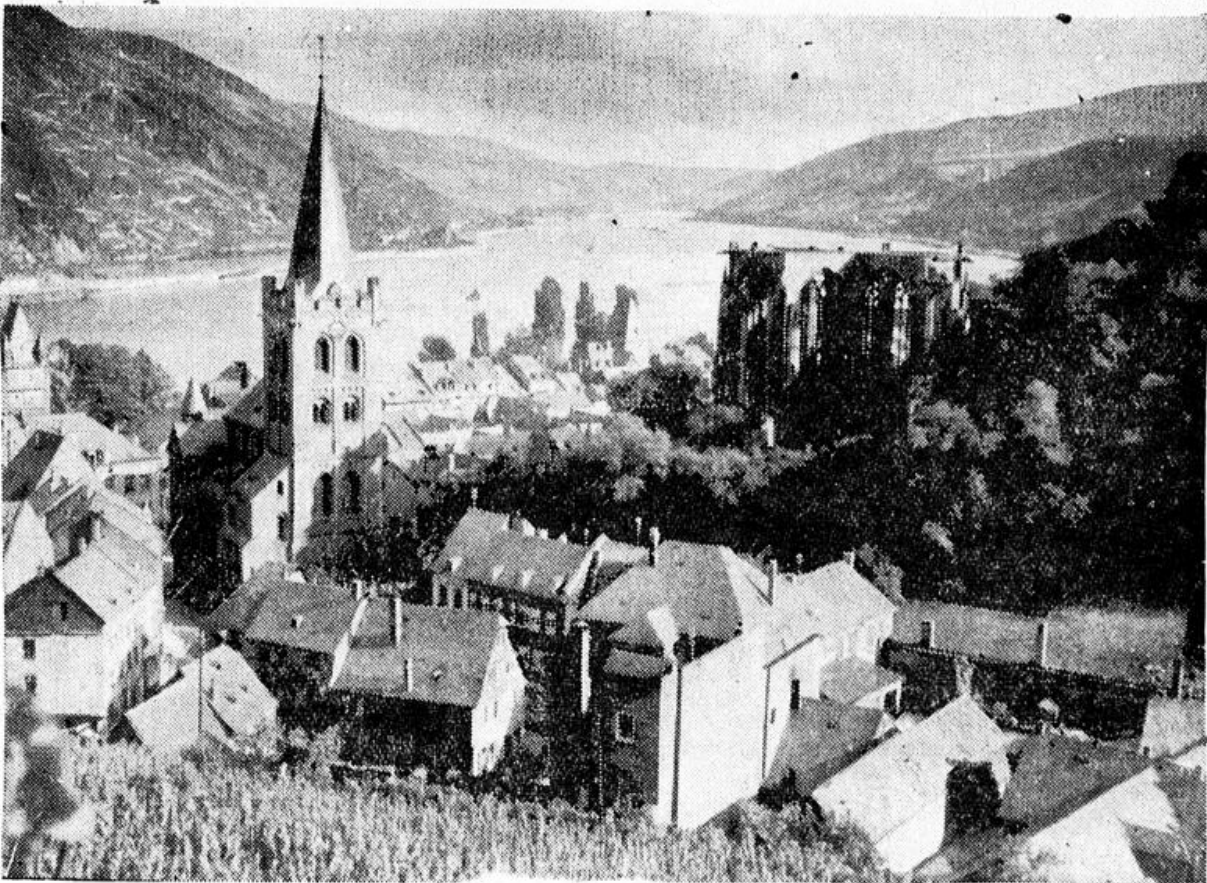
vornüber gebeugten Fachwerkhäuser, mit farbenfrohen Male-
reien versehen und mancherlei Verzierungen, wie sie aus fröh-
lichem Sinn erwachsen sind.

Ich kam am Abend in Bacharach an. Die Stadt lag schon tief im Schatten der Berge, über die hinweg sich nur noch ein Lichtfleck der untergehenden Sonne hingog. Und als ich nach einem Besuch bei dem liebenswürdigen Bürgermeister auch noch gleich mit dem Träger eines wahren Bacharacher Namen, dem Erbhofbanern Bastian bekannt geworden war, besand ich

fragen. Da ragen links und rechts vom Strom die Höhen des rheinischen Schiefergebirges steil auf, ein steiniger, farger Boden ist es, der Quadratmeter um Quadratmeter erobert werden mußte, in jedem Jahre wieder neu erobert werden muß. Wir sind einen solchen Berg hinaufgestiegen, Terrasse um Terrasse, über ganz schmale Pfade und steil aufsteigende Treppen, auf denen kaum zwei Füße nebeneinander Platz haben. Bis zu einer Höhe von etwa 150 Metern, also der Höhe des Kölner Domes entsprechend, geht es aufwärts, so daß einem allmählich die Luft weg bleibt. Und hier hinauf müssen die Leute den Dünger, die Schädlingsbekämpfungsmittel, schleppen, müssen haden und jäten und die Reben binden. Und dann versteht man, daß die Traubenernte gar keine so fröhliche Angelegenheit ist, sondern harte Arbeit. Götter um Götter voll Trauben, jedesmal ein Zentner schwer, muß den Berg hinunter getragen werden und das geht in der Zeit der Reife so vom Anbruch des Tages bis in den Abend hinein.

Und immer ist bis in den Herbst hinein die Frage offen: wird sich die Arbeit lohnen, oder gibt es eine Fehlerte? Alle Arbeit ruht nichts, wenn das Wetter nicht mitwirkt an der Reife, oder wenn die Schädlinge einmal trotz aller Mittel überhand-
nehmen. Noch in den letzten Tagen kann eine Frostnacht alles zerschlagen, was die Arbeit eines Jahres geschaffen. Aber der Winter ist optimistisch. Wenn Mitternachts ihn entmutigen könnten, gäbe es in Deutschland keinen Weinbau mehr.

Rein Kührer erklärte mir, wie der Boden den Geschmack des Weines beeinflusst. Und wirklich, eine Kostprobe der Trauben zeigt, wie sich die gleiche Sorte unterscheidet, ob sie etwa den schmalen Gießelschiefer als Untergrund hat oder den größeren Plattensteiner. Und hier lernte ich auch, was es mit der „Edel-
beerenauslese“ auf sich hat. Das ist nicht etwa eine besonders schöne, volle Traube, wie man als Laie wohl anzunehmen geneigt ist. Nach einer gewissen Zeit der Reife bekommt die Traube die sogenannte Edelfäule. Sie wird braun und schrumpft



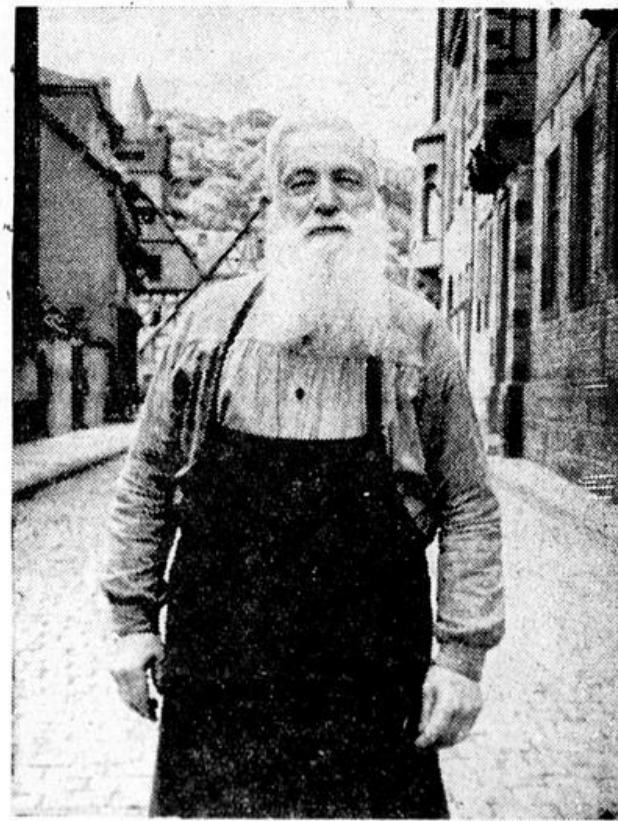
Bacharach am Rhein

auch noch eine für uns sehr erfreuliche Angelegenheit ist und die Bäume nicht allzusehr ansteigen, so tun wir es uns lieber.

Bacharach hat für ein Patenkind das immerhin schon würdige Alter von fast 1000 Jahren. Begeisterte behaupten mitunter, es sei das schönste Städtchen zwischen Koblenz und Rudesheim. Wir wollen das blindlings glauben, umso mehr man ja verpflichtet ist, für Patenkindern gewisse Schwächen zu haben. Ich habe mich jetzt einmal davon überzeugen können, allerdings ohne all die anderen Rheinweinorte zum Vergleich heranziehen zu können. Warm und farbenfroh liegt es da eingebettet zwischen den Bergen, die in den Farben des Herbstes leuchten, im Schatten der Burg Stahle und der Berner Kapelle. Nicht immer hat man in Bacharach die Tore so gänzlich weit offen gehalten wie jetzt. Es hat Zeiten gegeben, da erfüllten Stadtmauer, Tore, Türme und Burg noch einen anderen Zweck als den, vom Alter der Stadt zu zeugen und in den Weinbergen unter Mitwirkung köstlichen Weins von den heilen Hängen romantische Gefühle zu erwecken. Ja, die Schweden, die heute den Rhein und diese Stadt besuchen, kommen in friedlicheren Absichten hierher als ihre Vorfahren, die 1632 mit wildem Kriegslärm in die Stadt einfielen und raubten und plünderten. Später ist dann in den Raubzügen Ludwig XIV. auch die Burg zerstört worden, heute als Jugendburg wieder aufgebaut, von einer kraftvollen lebendigen deutschen Jugend zeugend. In Trümmern liegt auch die Berner Kapelle, dieses Meisterwerk reiner Gotik, die dem Gedanken des heiligen Glaubens wegen ermordeten Abt Berner errichtet wurde. Aber was in Bacharach erhalten blieb, das genügt, um dieser Stadt das mittelalterliche Gepräge zu erhalten, die alten, mitunter

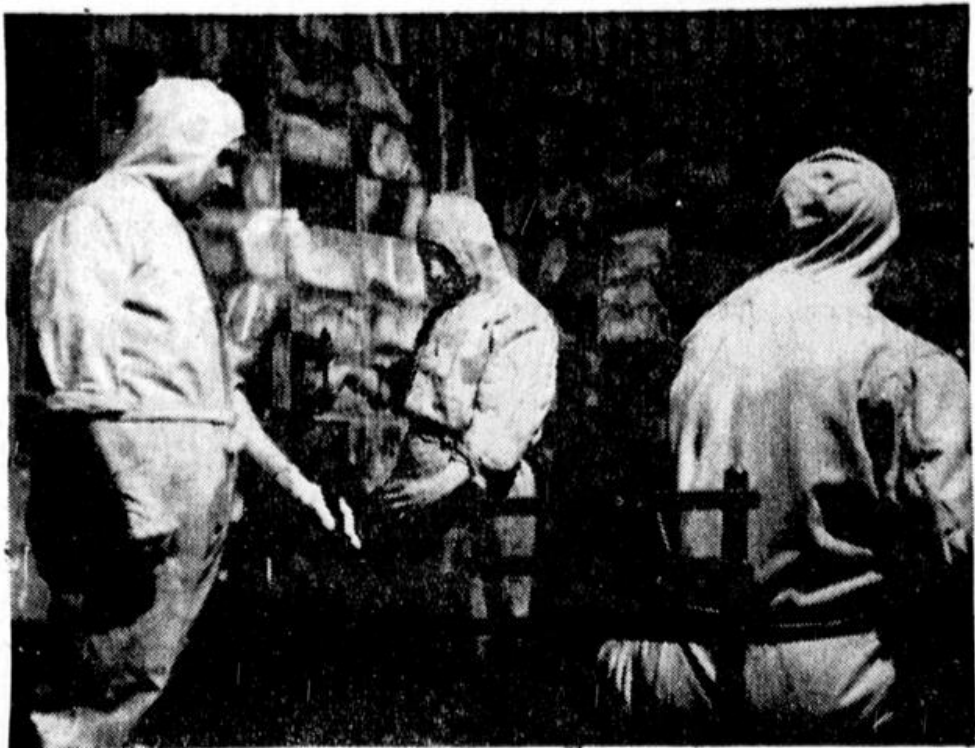
mich in den besten Händen. Wir tasteten uns durch einige der schmalen Gäßchen hindurch, einen schmalen Weg Schritt für Schritt über holpriges Pflaster und breiten Stiegen den Berg hinan und dann zeigte mir mein Führer ein Bild, wie man es aus Böckers Gemälden „Sommernacht am Rhein“ kennt. Da hebt sich von Berg und Rhein im Hintergrund der Linien der Peterskirche ab, dort geht der Pfarrer den Berg hinab heimwärts und läßt eine frohe Gesellschaft zurück. Aber jetzt ist es ganz still hier, da wir zwischen den Rebhalden stehen, mitten im Heiligtum der Reife, im großen Garten der Reife von Bacharach. Wir atmen nur Abendluft ein, denn die Trauben zeigen mit ihrem Duft, halten ihn fest bis zur Vollendung im Saft. Nachher laß ich dann im „Alten Haus“ und später in der „Palzgrafenschänke“ im Markthorn. „Rheinischer Abend“ stand hier auf einem Zettel am Eingang zu lesen. Nun, man erwartet hier so leicht auch ohne Anschlag keinen Berliner oder ostpreussischen Abend. An den Tischen ist immer noch Platz, man rückt immer noch ein wenig zusammen, und mit dem Wein kommt die Fröhlichkeit und der Gesang. Rheinländer finden sich in Brüderlichkeit mit Berlinern, Sachsen, Schleiern und Leuten von wech woher sonst noch. Und dann versiegen die Stimmen im Gilttempo. So ist das jeden Abend hier in den alten Schänken (mit „a“ geschrieben), zu deren Teden schon die Fröhlichkeit unserer Urkamen aufstieg. Die Kellerinnen haben ein wachames Auge, daß der Polat nicht leer wird. Um 1 Uhr ist Schluss, aber wer guten Willens ist, der findet doch noch irgendwo eine offene Tür.

Bacharach hat auch noch eine andere Seite, wie alle Weinorte. Man muß die Winger und Weinbergarbeiter danach

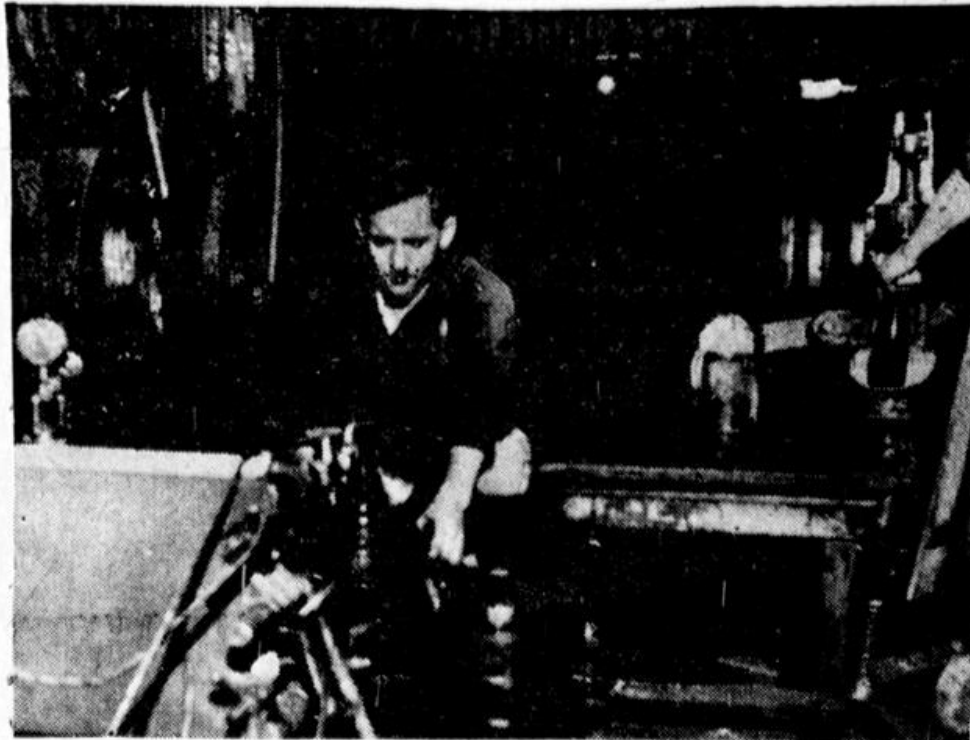


Ein alter Kellermeister aus Bacharach-Steeg

zusammen, bis kaum noch Saft in der Traube enthalten ist. Dann fröstelt sich an gepflanzten Stellen der Fuder, um die Traube hat ihren höchsten Süßigkeitsgehalt entwickelt. Nach von diesen ist trockenen Beeren eine ganze Menge nötig, um auch nur ein kleines Quantum zu liefern, ist erklärlich, daß so kann man verstehen, daß eine Flasche dieses edelsten Gewäses oft 20 bis 30 Mark kostet.



Gemeinrecht? — Nur sterile Abfüllung von Traubensaft



Der Patentwein fließt in die Flaschen

Fotos: Pfeifer, Neuß



Das Gejpann der Weinbauern

Foto: Pfeifer.

Wir sitzen nachher im „Kontor“ des Erbhofes zusammen. Hier atmet alles jahrhunderte alte Ackerbau. Die Großeltern dort auf den Bildern, die sich tonterfeien ließen, als gerade die Photographie erfunden war, gehören noch zu den Jüngsten, die diesen Hof bewirtschafteten. Die Arbeit von Jahrhunderten lebt fort in den Weinbergen, in diesen kleinen Häusern und in den kleinen Kellern. Ein fröhlicher Menschenjag war hier, aber es ist eine andere Fröhlichkeit als die bei den „rheinischen Abenden“. Es ist ein wissender Frohsinn, wissend um die harte Arbeit und Sorge, die er gekostet hat. Man sagt, die Winger seien die sozialsten Menschen, die es gibt, sie arbeiten und schweigen, um anderen Freude zu bereiten. Nun, sie denken wohl auch an ihren Lebensunterhalt bei der Arbeit, aber reich im eigentlichen Sinne des Wortes werden sie nicht bei ihrer Arbeit. Das was ein gutes Weingut bringt, braucht er, um alte Vöcher damit zu stopfen oder um in den Weinbergen oder im Keller dringende Erneuerungsarbeiten durchzuführen. Das Vermögen liegt fest in den Reben, und für die Verzinsung muß die Sonne sorgen.

Was macht nun der Winger mit seinen Trauben? — Einige kelteren ihren Wein selbst, viele aber bringen ihre Trauben zur Großkellerei, bekommen die Beeren dort nach Gewicht und Mostgehalt bezahlt und haben nun weiter nichts mehr damit zu tun. In Bacharach-Steeg hatte ich Gelegenheit, eine der größten Keltereien und Weinhandlungen zu besichtigen. Hier lagerten über eine Million Liter Wein in Fässern und Flaschen und hatten der Käufer. Bei dem Gang durch die mächtigen Keller glaubt der Besucher sich entschuldigen zu müssen: die Keller seien nicht zu Repräsentationszwecken eingerichtet, sie seien noch genau so, wie sie vor Jahrhunderten gebaut wurden. — Aber bitte, wenn das nicht repräsentiert?

Zuerst das Kelterhaus mit einem Doppelfeiler. Jeder vermag in einer Stunde 2000 Liter Most aus den Trauben zu pressen, also die beiden 4000 Liter, das macht in 8 Stunden 32 000 Liter. Im Kelterer macht dann der Most seinen Prozeß durch, bis schließlich der köstliche Wein auf die Lagerfässer abgefüllt worden kann.

Nun, mit dem Traubenjaß haben Sie es ja leichter, den brauchen Sie doch nach dem Keltern nur auf Flaschen abzufüllen. — Auf diese Frage folgte eine antichauliche Belehrung. — Im Traubenjaß sind natürlich noch alle Gärkeime enthalten, und die gilt es zuerst einmal zu entfernen. Ich werde in einem Saun gebührt, dessen Wärme aus Glas ist. Es ist ein altes Verschnittfaß, das 92 000 Liter faßt, aber jetzt nicht

mehr gebraucht wird und deshalb zum Abfüllraum für Traubenjaß umgebaut wurde. Der Saft wird also durch einen Filter gepumpt, wodurch die Gärkeime entfernt werden. Der Raum wird vor dem Abfüllen desinfiziert, durch die Decke gepumpte gefilterte Luft verhindert, daß durch die Türe Keime aus dem Keller eindringen können und außerdem tragen die Leute desinfizierte Mäntel mit Kapuzen und Gummihandschuhe, damit das Abfüllen in peinlichster Sauberkeit vor sich gehen kann. Man hat früher den Saft bis zu einem gewissen Grade erhitzt und ihn dadurch keimfrei gemacht, aber dadurch büßte er Qualität und Geschmack ein. Durch all die Umstände ist es zu erklären, daß eine Flasche Traubenjaß immer mehr kostet als der billigste Wein. Heute gibt es keine bedeutende Kellerei mehr ohne Einrichtung zur Herstellung von Traubenjaß. In Deutschland wird in diesem Jahre schätzungsweise hiervon 30 Millionen Liter erzeugt werden, womit auch für Sportler, für Kranke oder Alkoholiker genügt ist.

Wir gehen dann durch den Keller. Schon der Duft allein ist schwer und berauschend, der von den langen Fässern aufsteigt. Gewaltige Dinger sind dabei, teils mit prachtvollen Schnitzereien geziert. Ein Gang führt durch Zementbottiche hindurch, deren Wandung innen aus Glas besteht. Deren 6 fassen 250 000 Liter. Als Wintervorrat für eine mittlere Familie etwas reichlich. Ich lese Namen: „Bacharacher Kosen“, „Steeger

Flur“, „Steeger St. Joh“, „Bacharacher Wolfshöhle“, „Bacharacher Weinbach“. Ich vernehme noch einige Zahlen: bei der Reifeernte 1934 gab es hier im Steeger Tal 750 bis 800 000 Liter Wein, in normalen Jahren sind 500 000 Liter, — der Keller hier wurde um 1800 gebaut — hier liegen 400 000 abgefüllte Flaschen Wein — — der Auffassungskraft in einem Weinteller sind durch besondere Umstände gewisse Grenzen gesetzt. — Draußen war ein wunderbarer Herbsttag, schwerbehängte Nebel hatten der Ernte 1935.

Der Wein ist durch die Römer hierhergebracht worden. Wir wollen sie darum loben. Auch ihnen hat die Gegend hier ansehnend schon gefallen. Von ihnen soll auch der Name Bacharach herkommen. Ganz sicher ist es allerdings nicht. Da gab es früher mitten im Strom einen Stein, der bei trockenen Jahren aus dem Wasser hervortrat und ein gutes Weingut verhielt. Auf diesem Stein sollen die Römer nun dem Weingott Bacchus einen Altar errichtet und in diesen Jahren Opfer dargebracht haben. „Altar des Bacchus“, lateinisch „Bacchi ara“ — „Bacharach“ — die Erklärung ist sehr schön und einleuchtend. Wir wollen uns deshalb um weitere Erklärungen nicht mehr bemühen. Aber anstößig wollen wir uns kräftig trinken auf unser junges altes Patentrecht, auf Bacharach am Rheine.

W. Pfeifer

Clotten

Inzwischen wird man her Neugier auf der Landkarte entdeckt haben, wo Clotten liegt. In Neuf mußte dieses Patentrecht suchen, es ist für Neuf eine ganz neue Bekanntschaft, die da angeknüpft wurde. Wir haben zwei sehr verschiedene Kinder zur Betreuung bekommen, Bacharach hat eine große Vergangenheit, ist zum mindesten von vielen Anblicksarten her bekannt, und so berühmt, daß wir uns gut denken können, daß andere große Städte uns leicht um die Gunst beneiden, dieses schöne Kind vom Rhein liebevoll in unsere Hut nehmen zu dürfen. Von Clotten aber hat uns bisher, kein Lied, kein Heldebuch Kunde gegeben. Aber dafür ist dieses Clotten sicher wie so manches andere stille Mädel, dessen Herz eingegraben, der es auf seinen gelieblichen Streifen auf der lebendigen Weltkarte zu beiden Seiten des vielgeordneten Flusses entdeckt und nun wie einen Schatz bewahrt, von dem man nicht Worte macht, weil das nicht zu seiner gemütvollen Weltverborgenheit passen würde, und zum anderen vielleicht auch aus dem Grunde, weil man einen geheimen Schatz nicht anderen ausplaudert. Das ist nun wieder bezeichnend auch für die Wälder selbst. Man kann wohl mit Sicherheit sagen, daß es ein anderer Typ des Wälders ist, den wir etwa in Bacharach antreffen, als der, den wir in Clotten zupacken. Ganz abgesehen von den Engländern, Holländern und Franzosen, die in den bekannten Rheinlandschaften nicht nur original rheinische Fröhlichkeit erleben wollen, sondern auch etwas britisch, holländisch oder französisch behandeln sein wollen, führen ja ganz andere Sehenswürdigkeiten in einen weltabgeschiedenen Winkel als in eine allerhöchsten und weiten Welt geöffneten Rheinlandschaft.

Der Rhein steht im Ruhe, daß an ihm besonders leicht die Herzen verfliegen gehen, für eine Wälder hat dagegen Rudolf v. Binding einen Liebeskammer für die patiente Seelenströmung, und es wäre nun nur noch zu überlegen, ob nicht diese Kraft der Wälderlandschaft, die bestimmte Herzen sich wiederfinden läßt, mindestens ebenso hoch einzuschlagen ist, wie jene, die die Herzen leicht aufs Spiel setzen läßt.



Heid ist Heierabend

Foto: Gemes, Clotten.

im Jahre, vom frühen Morgen an, wenn die Glöden das gemeinsame Zeichen zum Arbeitsbeginn aller geben bis die Ernteglocke die Arbeiter aus dem Weinberg ruft und dann die Kelterarbeit beginnt. Noch spät in der Nacht dringt der Mondchein aus den Kelterhäusern, immer jener ichneid ich die Kelter zu, bis die letzten Tropfen Most golden klar in die Bütte tropfen. Und ein Trunk und die feierliche Zeremonie des Mostwiegens nach Schwerkere und Süße beendet einen überarbeiteten Tag.

So geht es nun jeden Tag vom Morgen bis zum Abend in all den Orten der Mosel entlang, bis das Ende der Reife feierlich mit dem „Gahnen“ beendet wird. Dann wird ein Traubenbaumhügel bunt geschmückt und Feiern und Kelterarbeiten feiern ein fröhliches Fest, bei dem es nicht an Wein und nicht an riesigen Streulustlichen mangelt. Jede Wingerfamilie feiert dieses Fest für sich und ein allgemeines Fest ist dann oft noch die Weinfestes des ganzen Ortes. Man kann nicht fröhlich genug sein, wenn erst die Trauben schließlich eingebracht sind und der süße Most im Keller zu gären beginnt.

Auf den schmalen Wegen am Meer entlang, für die es oft kaum Platz zwischen den schroffen Felsen und dem Fluß gibt, stehen jetzt die Wagen mit den schweren Erntebütten wartend in langer Reihe, denn oft liegen die Weinberge der Ortsschaften zum großen Teil auf dem gegenüberliegenden Ufer und nur eine langsame Fähre gleitet über den Fluß. Ununterbrochen bringt sie die Fülle der goldenen Berge ins Dorf, wo sie in den Kellern zur letzten Vollendung reift.

Nur wo ein Nebenfluß in die Berge einschneidet, ist Raum für eine größere Siedlung, so ist es nahe bei Clotten etwas im Gochem, wo die stolze Burg majestätisch die Höhe beherrscht. Dort ist Platz für kleine Anlagen, auf denen die Fremden gerne promenieren, dort wird für sie gefordert wie in anderen Kurorten, und wenn sie nun einmal eine Vorliebe für die Mosel haben, dann kommen sie immer wieder hierhin. Aber sicher ebenso treu sind die Wanderer und Bootfahrer, die mit Vorliebe in den kleinen Wingerdörfern ihr Quartier aufschlagen und sie gar nicht genug genießen können. Sie wissen, wo es den besten Tropfen gibt, und der hat es ihnen angetan neben dem Flußtal, das mit seiner sanften Spiegelung der Berge im geruchlosen Fluß, den saftigen Wiesen und den Wingerhäusern am Fuße der terrassenförmigen Weinberge jedem lieblich erscheinen muß, wenn er nicht gerade mit der Solte in den heißen Schieferhängen herumtraceln muß.

Das alles findet der Reicher wieder im Wein, die Lieblichkeit des Tales, das den ganzen Sommer über, wenn es der Reife entgegensteht, ein wenig zu träumen scheint, der aber auch etwas von den Schrecken der Berge und all der Mühsal verrät, mit der ihnen der Segen abgerungen wurde. — Und der steht heute erfreulicherweise auch in genügender Menge in Neuf!

X.



In einem Clottener Weinberg

Foto: Gemes, Clotten



Dies ist das P... wie die Dinge im... anders, die Stein... die Sprache der... Tage die Sonne im... Weltgeheimnis, die... Der Mann im... feht, daß inzwi... Aber wie, das hat... nie ab. Wir wach... erobern sie uns u...

Vor Basing... gebaut. Auf einer... Zeichenmeier gen... Glas. Im Dorf... Not glüht unter... Ernst verflochten... geschäft meines K... gelingende Arbeit...

Am 23. Aug... zu Dr. W. Wir be... beugt in dem v... heim. Das wird... in unverfälschtem... mein Liebeswürde... hilft der geschult... Den Nachmitt... hot und klar, M... des Tages gehört... in diesem Mon... hant zum ersten...

Reinlich, wir... Am Abend huc... fort hinter Palin... ein Bäckchen „Ed... mit mir. Von... damals an der... fertig gemacht, S... das Zeug will nid... made und lassen...

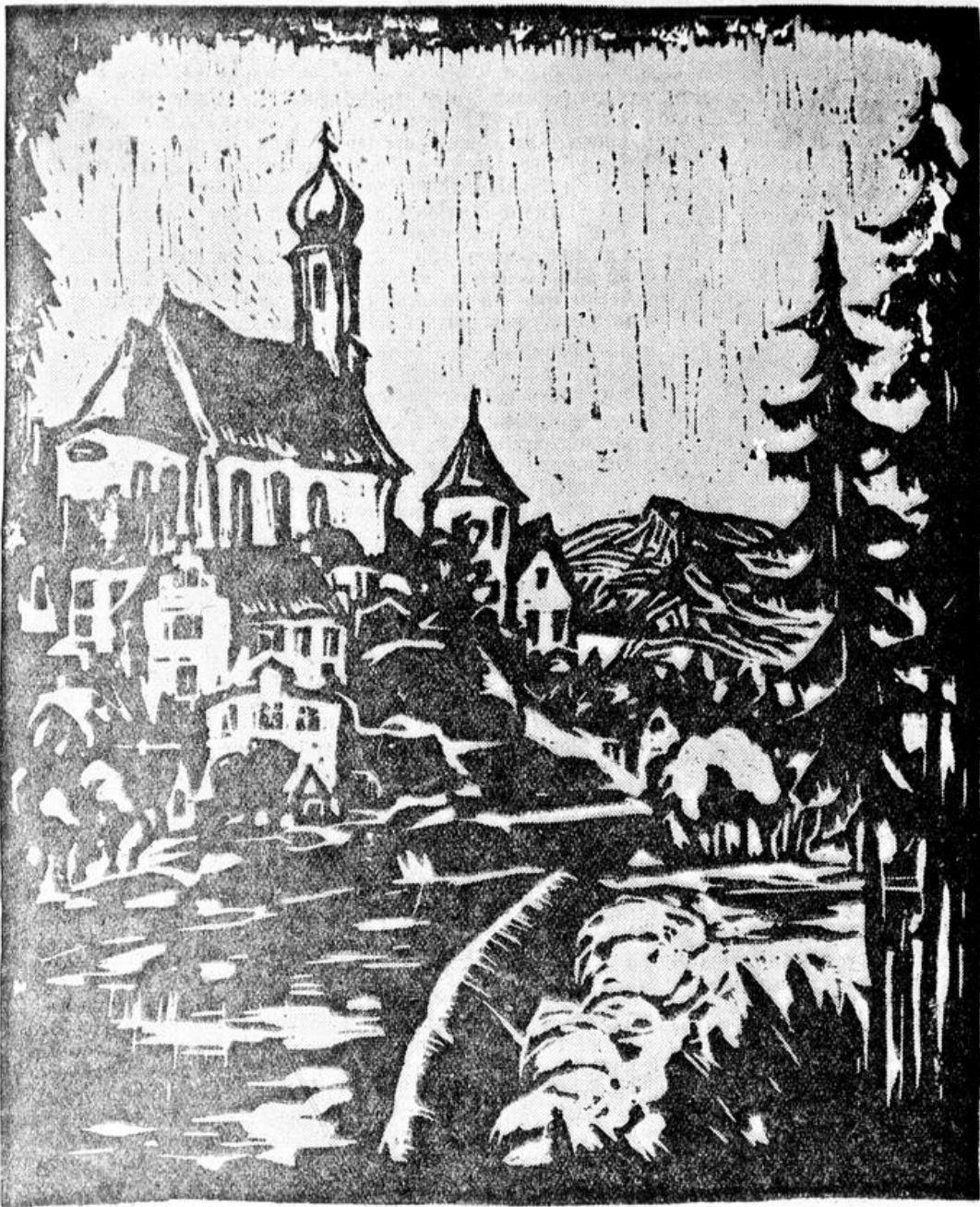
Am 24. Aug... die Ameisen sind... darin pappen geb... hielten Waldgeier... lassen.

Deute Tag de... einer Enttändun... Schwind die Sch... Lenbach hat sich... Kunst der Väter... terrane Erbschaft...

Nur gut, daß... Engländer, Spa... nicht zuerst haben... Zürer habe ich ei... widerrufe, de... und

Mit Fahrrad und Zelt zum Bodensee

Tagesnotizen einer Neusser Maler- und Poetenreise / Von Dr. Karl Schorn / Nummer 3



Füssen

Linolschn.: E. Fonk

Dies ist das Beglückende an unserer Fahrt, daß man merkt, wie die Dinge immer wieder anders werden. Die Berge werden anders, die Städte, die Kirchen, das Brot, die Feldfrüchte, die Sprache der Menschen und die Menschen selbst. Nur am Tage die Sonne und zur Nacht die Lampe des Mondes im stillen Bettgehäuse, die bleiben sich gleich.

Der Mann im Auto oder auf der Eisenbahn, der stellt zwar fest, daß inzwischen mal wieder alles anders geworden ist. Aber wie, das hat er nicht gemerkt. Uns reißt der Erlebnisfaden nie ab. Wir wachsen die Dinge entlang und in sie hinein. Wir erobern sie uns und begreifen sie.

Fernab der Straße

Vor Füssen am Waldrand fernab der Straße das Zelt gebaut. Auf einer dicken Schicht dicken Grases, das wir mit dem Taschenmesser gemäht haben. Der Abend ist klar wie leuchtendes Glas. Im Horizont jagen die Lichter der elektrischen Züge. Vor uns glüht unsere Laterne. Ich notiere Tageserinnerungen. Erst vervollständigt seine Notizen. Das bronzene Indiantergesicht meines Freundes leuchtet im Zelteneingang, lächelnd über gelingende Arbeit geneigt.

Am 23. August. Am Morgen hinaus nach Freimanning zu Dr. W. Wir brauchen Waldmänner fühlen uns zunächst etwas beengt in dem von zarten Dingen erfüllten, fein kultivierten Heim. Das wird jedoch besser, als die Frau dazu kommt und in unverfälschter Tonart zu rheinländern anfängt. Dr. W., mein lebenswüthiger Großvater, der kleine Geschichten, hilft der geschwundenen Heiligkeit wieder auf die Beine.

Den Nachmittag verbringen wir großartig zwischen Waldhof und Jar, Marienplatz und Prinzregentenstraße. Der Rest des Tages gehört dem Hofbräu. Genau ein Vierteljahrhundert ist in diesem Monat verfloßen, seit ich als junger wanderfroher Jüngling zum ersten Mal hier gewesen.

Wenig, wie du alt!

Am Abend finden wir unser bewährtes Quartier im Tannenforst hinter Füssen wieder auf. Seit Weiburg trage ich schon ein Bäckchen „Schwams Götterpeise mit Waldmeistergeschmack“ mit mir. Von Heimgartenfühlern überfällt, haben wir das damals an der Lahn gekauft. Jetzt wird die Himmelspeise fertig gemacht. Mit Wasser, da keine Milch vorhanden. Aber das Zeug will nicht kochen werden. Wir trinken einiges wie Limonade und lassen den Rest für morgen stehen.

Am 24. August. Die Götterpeise ist fertig geworden. Aber die Anzeichen sind darüber geraten, und auch ein paar Nachtfalter darin pappen geblieben. Wir verzichten zu Gunsten des nachschönen Nachgelichters, dem wir das ebelfeinstgüne Manna hinterlassen.

Heute Tag der Besichtigungen. Die Schatzkammer wird zu einer Entdeckung. Nur Spitzweg nicht, neben dem aber der Schwind die Schwandlucht kriegt. Glänzende Kopien in Massen. Lenbach hat sich keine Geopfertheit daran erlaubt. Die Münchner Kunst der Väter- und Großväterzeit ist gut zur Hälfte atmehiberrante Erbschaft.

Nur gut, daß wir die alten Deutschen, Niederländer, Flamen, Engländer, Spanier, Italiener usw. in der alten Bibliothek nicht zuerst haben. Wir hätten für Schand den Mut verloren. Dürer habe ich eigentlich jetzt erst für mich entdeckt, für's Herz; widertraue, daß er ein Spießbürger sein sollte. Und Rubens,

der mir immer zu viel Theater machte, dieser malende Walzer, hat mich hingerissen. Und neben dem Rembrandt, Vermeer, Holbein, Cranach, Boucher, Grünewald, Goya (jedes Lebenswert ein Kosmos!) die hundert mir unbekannte, den bekannten ebenbürtige Meister. Wie Offenbach. Ob die Magie des Originals uns in Bann schlug? Warm ist uns geworden; wir kühlten uns ganz dabei. Und eine Bilderchau aus unseren Tagen, unserer Künstler, wie macht die uns frieren.

Im Tannenforst vor Starnberg in einer tiefen Mulde gezeltet. „Reiß es ein Stück Fadelzoo am trede“, sinniert Ernst. Aber auch wir haben unsere Fadel. Dean Dahmen hat sie uns vor der Abfahrt geschenkt, die bunteste aus dem ganzen Laden. Und zwanzig Kerzen dazu. Jetzt wird sie ausgeputzt. Wir rollen uns in die Decken. Die ganze Nacht hindurch pocht uns Regengestörmel auf's Dach.

Am Starnberger See

Am 25. August. Am Morgen aber klar es auf. Von der Höhe der Straße herab sehen wir den Starnberger See sonnenleuchtend im Kranz seiner Waldberge liegen. Wir kinnern hinüber nach Herrsching am Ammersee. Hier macht sich die Fremdenindustrie weniger breit. Bald hoch am Berg, bald dicht am Ufer drunten, führt uns die Straße den See entlang. Immer blickend durch Baumgehege der Wasserspiegel zur Seite. Saftig dunkel blauen die Berge. Gegen Mittag aalen wir uns am Sonnenhang, waschen etliches Zeug und schwimmen zwischen Schilfrohr und gelben Wasserroten in die glitzernde kühle Herrlichkeit hinaus. Weiße Segelboote paddeln im Wind. An zwanzig Kilometer fließt der See in die Länge. Die Fernsicht ist ungeheuer. Das muß zur Eiszeit eine Riesenebene von Gletschern und tosenden Wasser gewesen sein, dieses Tal. Ein wahres Tal Götter.

Schwimmend lernen wir die Gewässer ergründen; erpüren Temperature, in der Tiefe dämmende Seele, Weist der Landschaft, aus der sie kommen. Die Siegfried nichts als ein ausgelassener Wildfang; behäulich, in mystischem Schlummer befangen die Lahn; selbstherrlich, weltlich, ein Eroberer des Rheinstrom; abgeklärt heiter der Main; in stürmischen Aufbruch begriffen, verwegend abenteuerlich die Donau. Dieser See aber sanfte Sinnlichkeit, dem Talbett eingeklemmt, stille haltend unter den feurigen Küssen des Himmels; bis er im Sturm zu jügelloser Wildheit erwachen wird.

Die Berge rings werden durchscheinend wie blaues Kristall. Vor Füssen wird nach Süden zu der hauchfeine Schatten eines riesigen Alpenrunders sichtbar. An Diefen ist Kirchweih. Aus Sympathie trinken wir einen Liter mit. Es lebe die Reußer Kirmes!

Zwischen Almen und Fichtenwäldern streifen wir um die 700-Meter-Grenze. Ein ganz herrlicher Hochsommer mit großem Wolkentreiben ist das. Mit Wolken wie gewaltige Federbetten.

Beim Fahren kann man nicht immer alles mit den Augen erfassen. Aber wir gewinnen andere Werkzeuge. Wir atmen die Landschaft, die Klüfte von Berg zu Tal; wittern den Wind von See und Wäldern; wir riechen alles, den Rauch der Dörfer, harzigen Duft von frisch geschnittenen Brettern auf den Holzplätzen, süßen und warmen Geruch der Heuschabe, herben Grasdunst der Almen. Man fühlt die Luft brausend und pridelnd wie einen Wassersturz, wenn man zu Tal fährt. Fast wie freies Schwimmen und Schwimmen ist das. Bei sinkender Sonne auf entlegener fichtennagelter Alm wie gepörselt; Brot mit Räucherpepe und kaltem Honiglak. Rings umjungen von monotoner Musik der Ruheloden.

Am 26. August. In einem Urwald haben wir in der Nacht gelegen. Unter phantastischen Baumgestalten, auf süßlichen Moospolstern. Im Morgengrauen flüchtet dicht bei ein Reh. Die Nacht war warm. Viel Lär ist gefallen. Der Himmel perlgrau besetzt.

Vor der Silhouette der Alpen

Nach Süden über dem Horizont öffnet sich eine breite Rucht klarblauen Himmels. Da hinein ragt die schroff gezackte Silhouette der Alpen wie eine ungeheure Wand. Stunden und aber Stunden fahren wir herrlich entlang. Noch gleichen Schneereise droben in den Karren. Und allmählich gewinnen die luftblauen Flächen der Bergmassive plastisches Gesicht, mit Kissen, Furchen, Profilen. Eine Urweltlandschaft, kühn und in der Schönheit des ersten Tages. Und wir sind wie trunken. Seit langem habe ich wieder einmal geistigen und gesungen. So mit Begeisterung das Reußer Räuberlied.

Der See ein Urstrom von unbändiger Triebkraft. Man erkennt seine Gewalt im Antik der Talbetten, die sich mit Stufen terrassenförmig aufstapeln. Weiße Geröllsteine heben sich scharfartig aus dem blaugrünen Wildwasserfall. Diese Fahrt nach Schongau ist das Größte, was wir bisher erleben durften. Und immer noch wird alles größer, weiter, wilder.

Das blaue Band ist jetzt über drei Viertel des Himmels geschwommen. Die Sonne fladert gefährlich wie ein Hochförmel. Eidechsen schlüpfen über den heißen Asphalt; hin und wieder eine Blindfische.

Mit unserem Standardbrot, Kummelbrot und Räucherpepe, vor Schongau großartige Chausseegrabenkraft. Essen und Trinken ist uns kein zeitraubender Zwang mehr; es ist zu einer begeisterten Tätigkeit geworden. Ein vierfüßiges Brot stellt unseren Kinnladen keine Probleme mehr. Und welch ein Gesundheitsbrot die Bauern hier backen. Das ist nicht von Pappe, und nicht für die Mägen von Kurgästen gewachsen.

Indessen fühlt ein Flieger sich himmlisch wohl im Blauen broden. Fern im Talbucht schimmern die winzigen Punkte weißer Hausglocken. Und immerfort dunkelblauende Fichtengürtel und der harzige Weihnachtsduft der Holzschneideplätze. Von Höhen und Talgründen immerfort das melancholische Melodieren der Ruhelodenglocken, darin unsere Trichterbecher schüttern mit Klingeln. Auch die Pferde auf den Hofweiden tragen Gloden. Die Kinder werden hier braun-grau und isabellenfarben; hier und da rot-weiß geschleckt dazwischen. So sind wir aus dem Lande der schwarz-weißen, durch das der kalten und weiß-gelben, in das der isabellenfarbenen Kinder gekommen. Von allen haben wir die Milch getrunken. Wir trinken uns kergesund daran.

Am Brunnen der goldenen Maria von Peiting bekommen wir frisches Wasser. Die Heiligen spenden das Wasser hier; außer Maria auch noch Sankt Josef und der gute Nepomuk. Aus wieviel Brunnen und Quellen haben wir schon getrunken? Und jedes Wasser war anders.

Das Getreide ist spärlich hier. Eine kümmerliche Gerste und ein wenig Roggen. Besser schon geht es dem Hater. Und dann gibt's Flachs, dessen fuchsbraune Garben, wie breithüftige Bauernfrauen im Reifrock, auf den Aedern stehen.

Aus dem Herrschaftsbereich des Steins und der Steinbrüche sind wir in den Hoheitsbezirk des Holzes hinübergewechselt. Das sieht man den Häusern mit hölzernen Oberbau und geschnittenen Galerien, den Scheunen und Schöbern an. An Stelle der steinernen Bildsäule und des Steinreliefs tritt der Bildstock mit spitzem Wetterdach und die auf Holz gemalte Bildtafel. Trüge und Wasserleitungen, Dachrinnen, Hauswandbelleidung, Dachbettefaltungen, hier und da noch die Dachschindeln, alles, was überhaupt aus Holz gemacht werden kann, ist aus Holz. An den Rängen wird eine wahre Verschwendung damit getrieben. Von Holz leben die Menschen hier und von ihrem Vieh, so wie Natur es ihnen beschert hat. Von Fremdenindustrie ist wenig zu spüren. Statt „Vorsicht! Autoausfahrt!“ liest man hier „Vorsicht! Viehaustritt!“ In die Scheunen, die überdacht im ersten Stockwerk liegen, gelangt man über eine schiefe Ebene aus rohen Balken oder einem Erddamm.

Abwärts auf schroffem Felsbuckel das phantastische Märchen-schloß Hohenjwangau. Tiefer hinab im Grünen verstreut Neuschwanstein. Wir bewegen uns zwischen 800 und 900 Meter Höhe und nehmen die Parade der vordersten Alpenfront ab.

Bei Füssen, mit der wuchtigen Bischofsburg, hängen die Wolkenscheit zwischen den Berggipfeln festgeklitt. Blau-schwarz und grau zieht sich die Dede zusammen. Sinkt am späten Nachmittag tief und tiefer um die Gipfel herab. Die Täler gähnen wie finstere Drachenschlünde. Die Kämpfe der Berge, mit abgeschnittenen Häuptern, stehen wie Titanentische da. Eine Regen-wolkenscheit (Erst nennt sie ahnungslos, dann wasserwellen) brückt hinter der anderen her, haut sich an der Alpenbarre. Kalter Wind stürzt von droben herab zu Tal.

Im Hochmoor

Gegen sieben Uhr haben wir Schlaf gemacht. In einem Hochmoor zwischen Kiefern und Fichten, Heidekraut, Waldbeergestrüpp und üppigen Moosbänken steht unser Zelt. Ein uralter Fichtenries, mit tiefhangenden zottigen Rindebälken, bietet uns Windschutz. Obendrein haben wir das Zelt ringsherum am Boden mit Moos abgedeckt, damit der Sturm nicht darunterfährt. Überall dampelt schwärzliches Wasser; der Boden wappt und schwappt.

Der Himmel ist mausegrau. Lichter von Dörfern gliedern durch's Dieficht. Das Geläut der Ruheloden will nicht verstummen. Jetzt klopft leiser Regen auf's Zeltbuck. Und die ganze Nacht hindurch saucht und heult der Hochgebirgssturm wie die wilde Jagd. Zu uns langt er nicht herab.

Am 27. August. Eine frohe weiße Fichtenallee, meilenlang, führt uns nach Immenstadt. Die Sonne fuhrwert hinter schweren Wolkengebirgen. Oberhalb Immenstadt auf einem Zimmerplatz loden wir unsere Erbsenuppe. Köstlich mundet zum Nachtisch der echte Allgäuer. Riechen tut er nicht ganz so gut. Von einer Regenschauer überrascht, bauen wir uns aus Türen und Klößen eine Wetterhütte. Aber schon blüht die Sonne wieder.

Urweltliche Riesentale fahren wir entlang. Alpen blau in Felsenfelseln. Das kosmische Panorama der Himmelsberge rollt sich an. „Donge, Donge!“ So 'ne Kameleimann! So e'ne Kavanes!“ mit solchen Ausrufen macht Ernst seiner Erschütterung Luft.

Die Bergweiden sind ein Wunder. Wie Teppiche so dicht; Reidegegenstand aller köstlichen Gartenbaudirektoren. Immer kurz im Schnitt und von jedem Berggraben mit hundert Quellen säden durchrieselt. Am Lande der Quellen sind wir hier. Und kein Fleck Erde droben und drunten, der nicht dem Vieh diene, sofern ihn nicht der ewige Fels oder die waghalsige Fichte behauptet.

Oberhalb Lindau nimmt uns zur Nacht der Tannenwald auf. Festlich gliedern die Sterne in den alten Weihnachtsbäumen. Fernher ein Autohupengeläch, ein Zuggebell, ein Hundgebell. „Ach ging so doch ens gern öber der Berg.“ Diese Abend es Schluß. „Be mag wall Schöbökönig gewoode sen?“, so meldet sich die Stimme der Heimat.

Wir schlafen wunderbar, mit märchenhaften Träumen von den gläsernen Bergen über dem Bodensee, die wir morgen wieder schauen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

19. Fortsetzung.

„Hassen Sie genau auf, Hunzul“, sprach Albatros Noel. Seine Stimme klang jetzt leidenschaftlos und prägnant. „Das Mädchen wird kaum vor morgen früh den Besitzer des Instruments aussuchen. Sie müssen sie noch heute nacht finden und sie auf Schritt und Tritt verfolgen. Was Sie dann zu tun haben, hängt von der Lage der Dinge ab. Jedenfalls müssen wir es sein, die das Instrument erwerben!“ Noel betonte das Wort „erwerben“ dermaßen, daß Hunzul nur allzu gut verstand, wie es Noel damit meinte.

„Ja, aber wie soll ich das Mädchen auffinden? Ich weiß nicht, wer es ist und wie es heißt!“ fragte Hunzul.

„Es heißt Fernanda Müller, und sie ist eine deutsche Detektivin. Nehmen Sie sofort ein Auto und fahren Sie zu den größeren Hotels; Sie werden sie bald entdeckt haben. Und wenn Sie sie da nicht finden, müssen Sie die größeren Fremdenpensionen abklappern. Obwohl ich nicht glaube, daß das Mädchen sich ein gutes Hotel nicht leisten kann...“

„Und wenn ich sie nicht finde?“ fragte, plötzlich schüchtern, Hunzul.

„Wenn Sie sie nicht finden, Hunzul, dann... haben wir und vor allem Sie, Hunzul, großes Pech gehabt!“ riefte drohend Albatros Noel und hängte an.

Als Fernanda am Morgen nach der Jagd am Donau-See erwachte, war es schon ziemlich spät. Trotzdem machte sie keine Anstalten, aufzustehen. Sie befand sich in einer trostlosen Stimmung und versuchte überhaupt nicht nachzudenken. Sie kam sich wie ein Spieler vor, dem nach einem großen Coup der ganze Gewinn wieder entzogen wurde und der nicht einmal mehr das Kapital zum geringsten Einsatz besitzt. Ein diskretes Klopfen an der Tür riß sie aus ihren wenig erfreulichen Betrachtungen. Sie drückte auf einen der farbigen Knöpfe, die oberhalb des Bettes an der Wand angebracht waren. Der Nischenhaken an der Tür sprang auf. Ein hübsches Zimmermädchen trat ein und brachte einen Brief. Fernanda warf einen Blick auf den Umschlag; er war mit der ihr schon so wohlbekannten Maschinenschrift adressiert.

Das Zimmermädchen war längst gegangen, und der Brief des Unbekannten lag noch immer ungeöffnet vor Fernanda. Endlich raffte sie sich auf und griff nach dem Schreiben. Langsam trennte sie den Briefumschlag auf. Ihre Finger zitterten ein wenig, als sie das zusammengefaltete Blatt herauszog. Wie die früheren, so bestand auch dieses Schreiben nur aus wenigen Maschinenzellen:

„Der Brief, den man Ihnen gestern Abend entwendete, gibt keine Auskunft über den Verbleib der Geige. Da ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben, gebe ich Ihnen hier den Absender bekannt: Er ist der Zuhälter der Andrássy-Bar.“

Jemand, der Sie anbetet.“

Enttäuscht ließ Fernanda das Papier sinken. Als sie vorhin den Brief in Empfang nahm, hatte sie in geheime Hoffnungen auf den Aufenthalt der Geige zu erfahren. Keinen Augenblick zweifelte sie an der Wahrheit der Mitteilung. Der Unbekannte hatte niemals versucht, sie hinter das Licht zu führen. Auch glaubte sie, die beiden Worte „Andrássy-Bar“ in dem ihr geraubten Schreiben gesehen zu haben.

Nun, sie konnte und wollte sich auf alle Fälle Gewißheit verschaffen. Mit neuer Energie geladen, sprang sie aus dem Bett und eilte in das Badezimmer.

Die Andrássy-Bar befand sich hinter der königlichen Oper. Fernanda war nicht besonders überrascht, das Lokal geschlossen zu finden. Es war erst Uhr vormittags. Der Hausmeister des Gebäudes konnte Fernanda nur die Adresse der Eigentümerin der Bar verraten.

Sie wohnte in Buda auf der rechten Seite der Donau, in einer steilen romantischen Gasse. Die gelbhaarige, noch jugendliche Dame empfing Fernanda verärgert und wenig zuvorkommend. Sie wurde auch nicht freundlicher, als sie hörte, daß die Besucherin die Adresse ihres Zuhalters zu erfahren wünschte. Nach einigen mißtrauischen Fragen bequimte sie sich zur Erklärung, daß der Gefuchte irgendwo in der Josefstadt wohne. Die genaue Adresse konnte sie Fernanda nicht geben.

Fernanda verließ die unfreundliche Dame mit dem überflüssigen Rat versehen, abends in der Andrássy-Bar vorzusprechen. Sie verbrachte den Nachmittag mit dem Suchen nach der Autodrosche des Besitzers der Reise-Schreibmaschine, der ihr vor dem Hotel Hungaria den Brief stahl. Sie versprach sich nicht allzu viel von der Aussage des Chauffeurs;

Es war bereits dunkel, als sie ihn an seinem Standort entdeckte. Fernanda begann die Unterhaltung, indem sie dem Wagenführer fünf Pengé in die Hand schob, die dem Mann sofort die Fänge lösten. Er erinnerte sich noch genau seines Fahrgastes von gestern Nacht. Dieser gab ihm als Fahrtziel ein Café auf dem Leopoldring an. Auf dem Kaiser-Wilhelm-Ring klopfte er plötzlich an die Glasscheibe und befahl dem Chauffeur, umzuwenden und nach der Andrássy-Bar zu fahren. Er ließ den Wagen vor dem Lokal warten. Als er nach kaum zehn Minuten wieder erschien, zeigte er ein sehr enttäuschtes Gesicht. Er stieg bereits am Westbahnhof aus und entlobte den Führer.

Fernanda war mit der erhaltenen Auskunft zufrieden. Sie bestätigte ihm, daß ihr unbekannter Briefschreiber die Wahrheit schrieb. Der Kumpan der Olga Blanche mußte den geraubten Brief schon in der Droschke entziffert haben. Da er fürchtete, Fernanda könnte ihm zuvorkommen —

der Brief war doch bereits erbrochen — ließ er sich sofort zur Andrássy-Bar fahren. Sein enttäuschtes Gesicht und der Umstand, daß er ohne die Geige erschien, bestätigten deutlich die falsche Fährte.

Gleich nach dem Abendessen begab sich Fernanda nach der Andrássy-Bar. In dem kleinen Lokal befanden sich zu dieser Stunde nur einige Gäste. Fernanda bestellte einen „Obito“ und rief gleich nach dem Zuhälter. Sie legte auf den Tisch einen Zehn-Pengé-Schein, und als der Zuhälter heransah, wollte, winkte sie ab. Der Mann starrte sie verblüfft an. Da sagte sie leise:

„Ich möchte von Ihnen eine Auskunft haben, Herr Ober!“

Der Zuhälter diente. Fünf Minuten später hatte Fernanda alles Wissenswerte erfahren. Der Kellner bestätigte, den Brief an die postlagernde Chiffre „T. S. 1717“ geschrieben zu haben. Er sah das Inserat in den Zeitungen und erinnerte sich, daß vor zwei bis drei Monaten ihm ein Bekannter erzählt, er habe während seines Aufenthaltes in Berlin eine Geige erworben. Als jedoch gestern Nacht ein Herr kam und sich nach der Geige erkundigte, stellte es sich gleich heraus, daß es nicht das gesuchte Instrument war. Der Zuhälter konnte sich nämlich genau erinnern, daß das Gespräch über die Geige schon Ende Oktober stattfand. Das in dem Inserat erwähnte Instrument wurde aber erst mehrere Wochen später von seinem Käufer erworben.

„Sagen Sie, Herr Ober“, wandte sich Fernanda plötzlich an den Zuhälter. „Gibt es in Ungarn viele Leute, die keine Zeitungen lesen?“

„Überhaupt nicht“, antwortete er, dann antwortete er lächelnd:

„Auf dem Lande unter den Bauern vielleicht. Sonst aber bestimmt nicht. Wir Ungarn sind sehr fleißige Zeitungsläser! Wissen Sie, meine Gnädige, wieviel Zeitungen allein in Budapest erscheinen...?“

Fernanda sollte dies niemals erfahren. Sie war aufgesprungen. Ein Blick auf die Armbanduhr überzeugte sie, daß es noch nicht ganz neun Uhr war. Sie wußte zufällig, wann der Express nach Berlin abfuhr. Wenn sie sich sehr beeilte...

Nach zehn Minuten befand sie sich im Hotel Hungaria und nach weiteren fünfminütigen auf dem Westbahnhof. Sie erreichte gerade noch den Berliner Schnellzug. Noch ein zweiter verpöchter Reisender erklomm eilig die Stufen eines Wagens. Es war Hunzul, der seit dem Morgen mit großer Mühe Fernandas Spur verfolgte.

Fernanda hielt sich nicht lange in Berlin auf. Acht Stunden nach ihrer Ankunft befand sie sich erneut auf dem Bahnhof. Einen Augenblick überlegte sie, dann betrat sie eine Fernsprechzelle. Sie ließ sich zuerst mit der Wohnung von Holmes-Emigula verbinden, doch der Direktor war noch nicht heimgekehrt. Fernandas nächster Anruf traf ihn, trotz der vorgerückten Stunde, im Büro.

„Hallo, Fernanda!“ rief betroffen der alte Herr, nachdem er die Stimme seiner Mitarbeiterin erkannte. „Von wo sprechen Sie denn?“

„Aus Berlin, Herr Direktor! Ich bin seit einigen Stunden hier.“

„Ja, warum kommen Sie nicht zu mir?“

„Keine Zeit, Herr Direktor! Mein Zug fährt schon in den nächsten Minuten. Ich will Sie bloß schnell noch bitten, mir etwas Geld zu überweisen. Telegraphisch und gleich morgen früh...“

„Geld überweisen? Wohin denn?“ klang überrascht die Stimme des Direktors.

„Nach Athen! Deutsche Orientbank. Und jetzt, auf Wiedersehen! Ich muß mich beeilen.“

„Einen Augenblick! Einen Augenblick, Fernanda! Was zum Teufel suchen Sie in Griechenland?“ schrie Holmes-Emigula. Doch er erhielt keine Antwort. Fernanda hatte bereits angehängt. Kopfschüttelnd griff der alte Herr nach dem großen Notizblock auf seinem Schreibtisch und schrieb mit ungelenten Buchstaben: „Müller telegraphisch nach Athen, Deutsche Orientbank, Geld überweisen!“

Fernanda lag in einem Hotel der Umgebung des Theodorbahnhs ab. Nachdem sie den Portier befragt hatte, fuhr sie nach einem Annoncenbüro. Sie ließ den französischen Text des Inserates ins Griechische übertragen und in die Zeitungen einrücken.

Drei Tage vergingen, dann erhielt Fernanda einen Brief. Mit großer Spannung öffnete sie das Schreiben. Es war in einem korrekten Französisch abgefaßt und lautete wie folgt:

„Madame, Ich sah Ihr Inserat in den Blättern und erlaube mir, Ihnen folgendes mitzuteilen: Ich befand mich im November vergangenen Jahres in der deutschen Hauptstadt und erwarb dort in einem Laden in der Nähe der Städtischen Oper eine Violine. Wünschen Sie Näheres zu erfahren, so kommen Sie, bitte, heute Dienstagmittag um fünf Uhr zu den Ruinen der Kapelle des Dionysios, an der Akropolis.“

Das Schreiben trug die Unterschrift „Stawropulos“. Trotz des etwas merkwürdigen Stellchens war Fernanda fest entschlossen, der Aufforderung von Herrn

Stawropulos Folge zu leisten. Sie hätte über diesen Herrn gern Näheres erfahren, doch er hatte vergessen, seinen Vornamen anzugeben, und in der griechischen Hauptstadt gab es beinahe so viele Stawropulos wie in Berlin Meyers oder Schulzes.

Fernanda verließ gleich nach dem Mittagessen ihr Hotel und schlenderte langsam die sonnenbeschienene Piräusstraße entlang. Die Luft war beinahe warm. Da sie bis zu ihrem Rendezvous noch reichlich Zeit hatte, betrat sie ein kleines Café. Trotz der frühen Nachmittagsstunde war das Lokal dicht besetzt.

Der Wein, den Fernanda bestellt hatte, schmeckte nach Harz. Die billigen Weine werden in Griechenland durch Harzzusatz haltbar gemacht.

Pflichtig fuhr sie sich zusammen. Von Fernanda ziemlich entfernt, in der anderen Ecke des Lokals, saß ein Mann. Er hatte seinen Hut tief ins Gesicht gezogen und verdeckte jetzt mit der Hand Mund und Kinn. Trotzdem glaubte Fernanda, ihn zu erkennen. Es war der Brief-Abholer vom Hauptpostamt in Budapest, der sie bis zur Donau verfolgte und dann ihre Spur verlor!

Sie warf eine Münze auf den Tisch und verließ eilig das Lokal. Bereits nach wenigen Minuten hatte sie sich überzeugt, daß der Mann ihr folgte.

Sie befand sich im Augenblick in einer Nebenstraße des älteren Stadteils. An einer Ecke stand eine leere Autodrosche. Sie sprang in den Wagen und rief dem Chauffeur zu: „Zum Stadion!“

Das Auto setzte sich sofort in Bewegung. Fernanda sah noch das verdunkelte Gesicht des Verfolgers, der verzweifelt nach einem Wagen Ausschau hielt. Im Augenblick, da Fernandas Auto nach dem Markt abbog, tauchte eine leere Tare auf. Doch ehe noch Hunzul, denn er war es, der Fernanda verfolgte, den Führer heranzuwinken konnte, kam ihm jemand zuvor. Der Unbekannte verschwand im Wagen, der gleich danach mit großer Geschwindigkeit dem ersten Auto nachjagte.

Noch bevor die Droschke das Stadion erreichte, gab Fernanda dem Führer Befehl, umzukehren.

In der Korifallionstraße entlohnnte sie den Chauffeur. Die Ruinen der Kapelle des Dionysios befanden sich hinter dem Areeopag. Fernanda gelangte zehn Minuten vor der verabredeten Zeit an die Stelle ihres Rendezvous. Man konnte kein Lebewesen erblicken.

Fernanda bewegte sich nervös auf und ab. Kaum waren die Schläge einer entfernten Turmuhr, die die fünfte Nachmittagsstunde verkündeten, verklungen, als plötzlich wie aus der Erde gewachsen ein Mann vor Fernanda stand. Er trug die Nationaltracht der Griechen: Kufianella, den bis zu den Knien reichenden, faltenreichen Rock aus feinem, weißem Baumwollstoff, dazu ein weiträumiges Hemd und die schnurverzierte Weste und Jafte.

„Herr Stawropulos?“ fragte Fernanda.

Der Mann verneigte sich.

„Ich habe Ihren Brief erhalten, Herr Stawropulos. Bestehen Sie die Geige?“

„Nein, Madame. Aber ich kann Sie zu dem Besitzer führen. Er ist mein Onkel und liegt zu Hause krank.“

Herr Stawropulos war ein kräftiger Mann von mittlerer Größe und ungefähr vierzig Jahren. Er sprach ein gutes Französisch. Er sah beinahe vertrauenswürdig aus; trotzdem empfand Fernanda ein deutliches Mißtrauen gegen den Mann.

„Hat Ihr Onkel die Geige in Berlin erworben?“ fragte sie, obwohl sie sich sagen mußte, daß Herr Stawropulos, falls er etwas Böses im Schilde führte, auf eine ähnlich plumpe Fäule kaum hereinfallen würde.

„Aber nein, Madame! Wie ich Ihnen bereits schrieb, habe ich die Geige gekauft. Ich hielt mich im November ein paar Tage in Berlin auf. Mein Onkel bat mich, ihm eine Violine mitzubringen...“

„Wo wohnt Ihr Onkel, Herr Stawropulos?“

„Oh, es ist gar nicht weit! Er besitzt hier in der Nähe ein kleines Landhaus.“ Der Grieche zeigte in nördlicher Richtung.

Fernanda konnte aber in der angegebenen Richtung kein Gebäude entdecken.

„Herr Stawropulos, ich finde es etwas sonderbar, daß Sie unsere Begegnung in diese verlassen Gegend verlegen. Warum haben Sie mich nicht in meinem Hotel aufgefaßt?“

Stawropulos lächelte harmlos.

„Aber, Madame! Wir befinden uns doch gleich an Ort und Stelle, wo Sie die Geige übernehmen können, falls wir handelseinig werden.“

Fernanda fand den Grund nicht ganz einleuchtend. Der Grieche erriet ihre Gedanken.

„Ich versichere Ihnen, daß Sie die Geige in einer Viertelstunde in der Hand haben. Auf meine Treue!“ Herr Stawropulos legte die Rechte aufs Herz.

„Gut, wir wollen gehen!“

Sie passierten einen kleinen Olivenhain. Der Abend brach herein. Fernanda blieb plötzlich stehen. Sie waren bereits eine halbe Stunde unterwegs.

„Ich gebe keinen Schritt weiter!“ erklärte sie.

Es war nicht vollkommen dunkel, und so konnte Fernanda sehen, daß sie sich in einem verlassenem Steinbruch befanden. Eine zweite schemenhafte Gestalt tauchte auf. Die Männer wechselten leise in griechischer Sprache ein paar Worte. Jetzt wandte sich Stawropulos an Fernanda. Doch ehe er noch den Mund aufhat, begann er sich. Wortlos zog er seinen Begleiter fort. Die Schritte der beiden verhallten. (Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 20. Oktober 1935

Wortwahl und Wortwahl

Es ist sicher ein ungewollter Zufall, daß wir gerade in der Weinwoche, zu der wir heute starten, auch Verdunkelungsübungen haben. Aber daran ist nichts zu ändern: am Mittwoch werden wir verdunkeln müssen, was ja — nun wissen wir Bescheid — nicht einfach so zu erledigen ist, indem man das Licht im Haus ausknippt oder ausbläst und sich in das Bett legt. Es soll sogar ganz anders sein; die Verdunkelung soll nur nach außen hin stattfinden, während es in unserem Inneren (des Hauses) strahlen soll, wie noch nie, vorausgesetzt, daß diese innere Illumination infolge unserer Liebe zum Betriebswerk und zu seinen Rechnungen überhaupt zulässig ist. Da diese äußere Abdunkelung mit der inneren Erleuchtung des Hauses nichts zu tun haben soll, so wird also der Ablauf der Weinwoche durch sie nicht getrübt noch gehindert werden; in unserem fatalistischen Fest braucht also keine Unterbrechung einzutreten, vielmehr können wir — nach außen verdunkelt, nach innen in mehr als einer Hinsicht erhellt! — unseren Paternwein von Clotten und Bacharach mit Eingebung behandeln, falls wir eben genügend Späne im Portemonnaie (mit Reißverschluß) haben. Mühsichtslos werden wir den Bierbrauereien Kummer bereiten, indem wir unser einfaches Glas Bier nunmehr eine Woche lang in Wein umfassen, weil wir eben als Paten unsere Verpflichtungen haben, deren Schwere wir deutlich fühlen.

Aber nun wollen wir dem unpolitischen Chronisten dieses Thema entziehen; er leidet sowieso an Sodbrennen, dafür hingegen freut er sich, daß sogar der Neusser Bürger-schützenverein und die Scheibenschützen, die Heimattreue und noch viele andere Vereine und Vereinigungen sozusagen den Kampf gegen die Paternweine ausgenommen haben; solche Entschlüsse wollen wir sehr loben.

Neben dieser inneren Helle wird also dann am Mittwoch der kommenden Woche „fürchterliche Dunkelheit“ ausbrechen; das könnte sehr einfach gemacht werden, indem man am Betriebswerk einfach die Hauptleitung abdreht; aber das soll nicht sein; wir sollen unsere Fenster und Treppenhäuser so abdichten, daß kein Strahl davon in die Weite dringen kann, und daß kein böser Feind, falls er einmal die Absicht haben sollte, unsere köstliche Stadt mit Bomben zu besetzen, ein Ziel vorfindet; es muß so dunkel sein, daß Herr von Wedderlopp, der einmal in einem Buch geschrieben hat, daß gleich hinter Neuß das „finstere“ Rheinland anfangen, wenigstens in dieser einen Nacht recht hat. Damals haben wir ihn ja, als er diese Behauptung in einem anderen Sinne von sich gab, derartig mit Verbal-Injurien traktiert, daß wir meinten, das würde für ein Jahr Arbeit für Rechtsanwälte und Gerichte ergeben haben; aber es ist damals nichts passiert. In dieser Nacht zum Donnerstag soll der Knabe recht haben; wie gesagt, es soll so dunkel sein, daß die Heimkehrer von den „Ordnern“ des Weinfestes zur Ehre von Bacharach und Clotten ohne weiteres als Milderungsgrund bei den dann kilometerweise einschendenden Gardinenpredigten sagen können, es sei schrecklich dunkel gewesen, so dunkel, daß selbst beim besten Willen eine frühere Heimkehr ausgeschlossen und mit entsetzlichen Gefahren verbunden gewesen wäre. Aber wir müssen doch diesen jetzt schon in Gedanken vorwärtsweisend sündigenden Männern sagen, daß es einen Klassiker gibt, der irgendwo einmal sagt: „Der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bewußt!“ Und ein anderer Dichter sagt irgendwo: „Das Maultier findet im Dunkeln seinen Weg.“

Also, es ist schon schwer, die Verdunkelungsübung zu mißbrauchen; wir wollen das auch nicht tun!

Ein Billa auf Rottam Waga!

Dieser Tage erhielt ich einen Brief, den ich der Ordnung und der Einfachheit halber hier abdrucken will:

„Lieber Herr Diaz! — Es ist nicht das erste Mal, daß ich Ihnen mit meiner Bitte lastig werde; aber die Sache ist es wert: es handelt sich um — Radfahrwege im Umkreis von Neuß. In vielen Orten sind die Dinge schon weiter, wahrscheinlich, weil es dort aktivere Radfahrerorganisationen auf diesem Gebiete gibt; ich will meine Bitte und meinen Vorschlag noch einmal kurz in die Erinnerung zurufen, dahingehend, daß die Einrichtung von speziellen Radfahrwegen in der Umgebung, der engeren und weiteren Umgebung von Neuß dringend notwendig ist, daß diese Anlegung von Radfahrwegen auch in den Straßen der Stadt notwendig ist, wo diese Möglichkeit noch gegeben ist: Das wäre der Zugang von der Nordstadt in die Mittelstadt, das wäre das Düsselbörfer-Strasse-Viertel, das wäre auf der Nordkanallinie, auf der Kölner Landstraße, auf dem Wege nach Bittgen und nach Kaarst, kurz überall dort, wo sich wenn auch nur in geringem Maße die Möglichkeit bietet, den Radfahrverkehr aus dem anderen Hauptstrom des Verkehrs herauszunehmen und mehr zu sichern. Ich bin selbst Radfahrer, nicht Kennfahrer oder Kunstdfahrer, sondern ganz gewöhnlicher Radfahrer aus Zwang, mittlerweile allerdings auch aus Passion. Denn das Fahrrad verdient schon ein bißchen Liebe, und es erwidert sie, wenn

man gut mit ihm umgeht; aber das nur nebenbei. Wir Radfahrer stehen in dem Ruf, daß wir eine besonders prächtige Sorte bezüglich der Behinderung des Verkehrs seien; der Vorwurf ist zu dümm, als daß man sich überhaupt darüber ernsthaft unterhalten müßte; aber wir Radfahrer sind immerhin eine so große Zahl berufstätiger Männer und Frauen, daß es eigentlich nicht eines so langen und heftigen Ringkampfes bedürfen sollte, ehe man uns primitive Radfahrwege schafft, ehe wir nach und nach alle überfahren sind... Sie haben damals in der NSD, dementsprechende Vorschläge gemacht; es sollte nicht schwer sein, sie in die Tat umzusetzen, wenn man sich auf beiden Seiten einmal darüber ernstlich unterhalten würde. Diese Radfahrwege brauchen ja nicht von heute auf morgen fertig zu sein; aber es müßte auf dem Bauamt eine Stelle im Rathaus geben, die sich wenigstens mit dem Gedanken befaßt, und wo man solche Anregungen anbringen kann. An Kräften zur Verwirklichung der nicht kostspieligen Pläne wird es sicher nicht fehlen.

In einer anderen Stadt in Süddeutschland habe ich übrigens auch die vom „Diaz“ schon einmal beobachtete Einteilung der Straße gesehen. In den am meisten belebten Verkehrsstraßen ist links und rechts auf dem Fahrdamm ein Strich gezogen, die Zone für die Radfahrer bezeichnend, nicht für sie allein, aber doch einen Raum, in dem sich der Radfahrer außerhalb der Gefahr fühlen kann, daß es hier noch Fahrzeuge geben könnte, die ihm das Recht befehlen zu leben, befreien könnten, indem sie ihn noch näher an den Bürgersteig-Rand drängen...“

Der alte Wunsch nach Schaffung von Fahrradwegen in der Stadt und an ihrem Rande ist keine Neuigkeit; er darf aber sicher solange wiederholt werden, bis man sich mit ihm beschäftigt. Namentlich die Bewohner des nördlichen Stadtteils und des Viertels um die Düsselbörfer Straße und den Schlachthof herum beklagen sich schon seit Jahren, daß man nicht genügend Verständnis für sie habe auf diesem Gebiete. Da fester Tropfen den Stein höhlt, so wollen wir gerne von Zeit zu Zeit noch einmal in die alte Kerbe hauen.

Ein Vorlesung in Göttingen

Unsere Verkehrsbehörde hat so viel Sorgen, daß man ihr gern einige davon abnehmen möchte, wenn man dazu in der Lage wäre; andererseits hat die Polizei oft gesagt, daß sie für jede Anregung dankbar wäre; und da wollen wir einmal etwas „anregen“.

Bei Besichtigungen, die vom Herz-Jesu-Kloster aus erfolgen, von dessen Ausgang in der Michaelstraße, hat sich ein Mißstand ergeben, der von der Verkehrsbehörde sicher gerne begradigt wird. Der Weg zum Friedhof führte früher direkt durch die Sammtorstraße — Böttger Straße zum Friedhof. Heute muß der Weg an der S genommen werden, da die 100 Meter bis zur Kreuzung Neustraße — Sammtorstraße Einbahnstraße sind; dadurch ergibt sich für den Begräbnisweg von hier aus folgende Route: Michaelstraße, Zollstraße, Friedrichstraße, Grottkstraße, Böttger Straße usw., also ein Umweg, der für ein Automobil nicht schwerwiegend sein mag, für einen Reichenzug aber allerdings bedeutet. Sicher wird die Verkehrsbehörde sich dazu entschließen, für Reichenzüge diese 100 Meter in der Michaelstraße freizugeben, wenn sie sich davon überzeugen, daß dadurch ganz sicher keinerlei Komplikationen entstehen können. Außerdem ist die Polizeiwache dort so nahe, daß eventuelle Komplikationen sofort auszuräumen wären.

Mit einer solchen Maßnahme würde sich unsere Polizei sicher Dank verdienen.

Ungeordnete Wissenschaft

Wir haben in der Schule im Lateinischen oft und immer wieder einen Spruch hören müssen, der so eine Art von Mahnung war, außerdem bot er dem „praeceptor“ die prächtige Gelegenheit, eine Regel auszuprobieren. Da wir aber hier keine lateinische Stunde haben, so wollen wir uns keine Mühe geben, die Zusammenhänge anders zu klären. Der lateinische Satz, der übrigens nur ein Motto in diesem Falle sein soll, hieß „non scholae, sed vitae discimus“, das heißt auf deutsch: „Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben.“ (Gut, setzen wir uns einen heraus.) Dieser Spruch hat dieser Tage als Überschrift für eine Episode in einem dänischen Ort herhalten müssen, eine Episode, die im „BT“ wie folgt berichtet wird:

„Wozu die in dänischen Gefängnissen erworbenen Erfahrungen gut sein können, erwies kürzlich eine heitere Anekdote, die sich zwei ehemalige dänische Zuchthäuser Friis und Petersen leisteten. Friis hat vor einem Monat bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis in Horsens einen großen Block mit sogenannten Requisitionszetteln mit sich genommen. Die Gefängnisverwaltung braucht dergleichen bei verschiedenen Einkäufen in den umliegenden Geschäften. Mit diesen Zetteln hatte er sich alle Waren, die ein freies Lagerleben im Grünen angenehm gestalten können: Zigarren, Zigaretten, Speisen und Getränke beschafft und war dabei in den Läden so geschickt in seiner Rolle als Gefängnisbeamter aufgetreten, daß ihm die Händler mit größter Hochachtung begegneten. Dergefallt von

ihrer alten Gefängnisheimat mit allen guten Dingen reichlich versorgt, begannen die beiden eine Einbruchstätigkeit von respektablem Ausmaß. — Jetzt allerdings kehren sie in das Gefängnis zurück.“

Langenberger hat es wieder

Daß der Langenberger Sender einmal jemals von einem Windstoß und einem Sturm umgelegt werden würde, daran hat sicher keiner von uns gedacht. Aber dennoch ist es passiert; wir saßen gerade beim Essen und hörten mit Andacht zu, wie a) draußen der Sturm blies und wie b) gerade am Rundfunk der Glückwunsch an die Alten gesprochen war, ein tägliches Ereignis, das entweder mit einem Choral oder mit einem für so alte Leute viel zu feurigen Marsch abgeschlossen wird. Dieses Mal war es ein Marsch, der dann aber jäh unterbrochen wurde, was wir allerdings nicht gleich merkten, bis einer am Tisch sagte: „Da ist sicher der Langenberger Sender umgefallen!“ worüber wir natürlich sanft lächelten.

Und dann stimmte es doch; und da nun Langenberg schwieg, waren alle Radioten, die nur diese Station hören können — und das sind sehr viele! — mit einem Schlag von ihrem Sender getrennt, bei welcher Tatsache man feststellen mußte, wie sehr man sich schon an diese Geräusche aus dem Äther gewöhnt hat. —

Ob wir für die Unterbrechung nun in diesem Monat weniger Rundfunkgebühren zu zahlen brauchen? Grobartig, wie der Rundfunk nun einmal ist, wird er wahrscheinlich im November nur 1,85 kassieren, weil wir eben doch nicht einen Monat lang beliefert worden sind. Die gesparten Töne und Worte und Hörspiele und was es sonst noch an radiolischen Dingen gibt, müssen doch für uns irgendwo in die Erscheinung treten; genau so gut, wie die Post keine zu gering frankierten Briefe befördert, ebensolches Gerechtigkeitsgefühl müßte sie eigentlich haben, wenn sie im nächsten Monat mit den Rundfunkquittungen kommt, weil sie den Monat Oktober sich zwar hat ganz bezahlen lassen, ohne ihn ganz zu „beliefern“.

Uns fehlen allerhand Töne und Worte und Werke, Herr Rundfunk, die wir bezahlt haben. Wir verlangen Wertersatz, wir fordern Gerechtigkeit im Sinne der postlichen Einstellung, in dem Falle, daß wir zu wenig „geliefert“ haben (an Porto pp oder Gebühren).

Der Lautsprecher

Da wir übrigens gerade vom Rundfunk sprechen: vor einiger Zeit ist vor einem New Yorker Richter ein Scheidungsprozeß verhandelt worden, dessen eigentlicher Grund das Radio war. Vor einigen Monaten hatte sich ein bis dahin vollkommen unbefehlter Kaufmann einen Radio-Apparat gekauft, dem er dann so vollkommen vertiel, daß er jede Minute des Tages, vom Morgen bis in die Nacht hinein nicht müde wurde, den aus dem Lautsprecher quellenden Tönen zuzuhören. Das führte dazu, daß der Mann es selbst aufgab, überhaupt noch ein Wort mit seiner Frau zu sprechen oder auch nur seiner Frau, die selbst weder wenig noch leise sprach, zuzuhören. Er hatte nun die Gewalt über die mündlichen Leistungen seiner Frau in die Hände gespielt bekommen; er konnte lachen und überlachen; er requirierte Stärke und Art der Darbietung, und er lautete und war hingerissen. Seine Frau war das Gegenteil; sie war wütend, und da alle ihre Vorstellungen, ihr Bitten und ihr Flehen vergeblich waren, so faßte sie den festen Entschluß, sich von ihrem Manne und von dessen Radioapparat scheiden zu lassen.

Richter hingegen sind nicht immer so entschlossen in dieser Richtung; man bastelte an einem Vergleich, an einer Auflösung; an einer Reparatur dieser eigentlich nicht gerade grundtätig zerrütteten Ehe; und der Spruch des Richters fiel dann auch in dieser Richtung aus. Der radiobefessene Ehemann darf fürderhin nur noch eine Stunde am Tage Radio hören; während der anderen Stunden des Tages ist die Frau dran. Im übrigen ist der Ehemann durch sein monatelanges Training am Lautsprecher so sehr abgehärtet, daß er die phonetischen Leistungen der nun mit ihm wieder vereinigten Ehefrau hören kann, ohne seinerseits etwa ermüdet zu werden. Im nächsten Termin wird es dann wahrscheinlich umgekehrt sein, wenn der Ehemann darauf plädiert, daß man sein Radio wieder 7 Stunden und die Ehefrau nur 1 Stunde „hören“ darf.

Gut, daß es so was nur in New York gibt!

Diaz

Als hätte die Lokomotive Verstand...

Soweit die Straßen der englischen Stadt Gloucester in der Nähe der Eisenbahnanlagen verlaufen, wurden sie unlängst in nicht geringe Aufregung versetzt, als eine Lokomotive sich aus dem Schuppen heraus in Bewegung setzte und ohne ertüchtlichen Grund und ohne Befehl loszufahren begann. Sie durchschritt den Bahnhof, legte über das Rangierfeld, rannte einen Freilichtum, überquerte eine ziemlich belebte Straße und blieb in der Vorderfront eines Wohnhauses stehen. Selbstverständlich wurde ein so bössartiger Fall nach allen Richtungen genau untersucht. Eisenbahningenieure fanden die technische Erklärung; natürlich. Interessanter ist aber der Zusammenhang, den ein Zeitungsmann aufdeckte. Mit dem von jener Lokomotive nach Gloucester gebrachten Eisenbahnzug waren die Ainslimes eines Wädchens pensionats von einem Ausflug zurückgekehrt, und aus einer Mädchenlaune heraus hatten einige der Pensionärinnen die Lokomotive mit einem Blumenkranz geschmückt. Eben diesen Blumenkranz brachte ihnen die merkwürdige Lokomotive wieder zurück, denn die Hauswand, in die sie hineintrat, gehörte eben zu dem Pensionat, in dem die Mädchen wohnten..

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

19. Fortsetzung.

„Wissen Sie genau auf, Hunzul“, sprach Albatros Roel. Seine Stimme klang jetzt leidenschaftlos und präzise. „Das Mädchen wird kaum vor morgen früh den Besitzer des Instruments aufsuchen. Sie müssen sie noch heute nacht finden und sie auf Schritt und Tritt verfolgen. Was Sie dann zu tun haben, hängt von der Lage der Dinge ab. Jedenfalls müssen wir es sein, die das Instrument erwerben!“ Roel betonte das Wort „erwerben“ dermaßen, daß Hunzul nur allzu gut verstand, wie es Roel damit meinte.

„Ja, aber wie soll ich das Mädchen auffinden? Ich weiß nicht, wer es ist und wie es heißt!“ fragte Hunzul.

„Es heißt Fernanda Müller, und sie ist eine deutsche Detektivin. Nehmen Sie sofort ein Auto und fahren Sie zu den größeren Hotels; Sie werden sie bald entdeckt haben. Und wenn Sie sie da nicht finden, müssen Sie die größeren Fremdenpensionen abklappern. Obwohl ich nicht glaube, daß das Mädchen sich ein gutes Hotel nicht leisten kann...“

„Und wenn ich sie nicht finde?“ fragte, plötzlich schüchtern, Hunzul.

„Wenn Sie sie nicht finden, Hunzul, dann... haben wir und vor allem Sie, Hunzul, großes Pech gehabt!“ schrie drohend Albatros Roel und hängte an.

Als Fernanda am Morgen nach der Jagd am Donauufer erwachte, war es schon ziemlich spät. Trotzdem machte sie keine Anstalten, aufzustehen. Sie befand sich in einer trostlosen Stimmung und versuchte überhaupt nicht nachzudenken. Sie kam sich wie ein Spieler vor, dem nach einem großen Coup der ganze Gewinn wieder entrisen wurde und der nicht einmal mehr das Kapital zum geringsten Einsatz besitzt. Ein diskretes Klopfen an der Tür riß sie aus ihren wenig erfreulichen Betrachtungen. Sie drückte auf einen der farbigen Knöpfe, die oberhalb des Bettes an der Wand angebracht waren. Der Riegelhaken an der Tür sprang auf. Ein hübsches Zimmermädchen trat ein und brachte einen Brief. Fernanda warf einen Blick auf den Umschlag; er war mit der ihr schon so wohl bekannten Maschinenschrift adressiert.

Das Zimmermädchen war längst gegangen, und der Brief des Unbekannten lag noch immer ungeöffnet vor Fernanda. Endlich raffte sie sich auf und griff nach dem Schreiben. Langsam trennte sie den Briefumschlag auf. Ihre Finger zitterten ein wenig, als sie das zusammengefaltete Blatt herauszog. Wie die früheren, so bestand auch dieses Schreiben nur aus wenigen Maschinenzellen:

„Der Brief, den man Ihnen gestern abend entwendete, gibt keine Auskunft über den Verbleib der Geige. Da ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben, gebe ich Ihnen hier den Abender bekannt: Er ist der Zahlkellner der Andrassy-Bar.“

Jemand, der Sie anbetet.“

Enttäuscht ließ Fernanda das Papier sinken. Als sie vorhin den Brief in Empfang nahm, hatte sie insgeheim gehofft, den Aufenthalt der Geige zu erfahren. Keinen Augenblick zweifelte sie an der Wahrheit der Mitteilung. Der Unbekannte hatte niemals versucht, sie hinter das Licht zu führen. Auch glaubte sie, die beiden Worte „Andrassy-Bar“ in dem ihr geraubten Schreiben gesehen zu haben.

Nun, sie konnte und wollte sich auf alle Fälle Gewißheit verschaffen. Mit neuer Energie geladen, sprang sie aus dem Bett und eilte in das Badezimmer.

Die Andrassy-Bar befand sich hinter der königlichen Oper. Fernanda war nicht besonders überrascht, das Lokal geschlossen zu finden. Es war elf Uhr vormittag. Der Hausmeister des Gebäudes konnte Fernanda nur die Adresse der Eigentümerin der Bar verraten.

Sie wohnte in Buda auf der rechten Seite der Donau, in einer stillen romantischen Gasse. Die gelbhaarige, noch jugendliche Dame empfing Fernanda verschlafen und wenig zuvorkommend. Sie wurde auch nicht freundlicher, als sie hörte, daß die Besucherin die Adresse ihres Zahlkellners zu erfahren wünschte. Nach einigen mißtrauischen Fragen beugte sie sich zur Erklärung, daß der Gefuchte irgendwo in der Josefstadt wohne. Die genaue Adresse konnte sie Fernanda nicht geben.

Fernanda verließ die unfreundliche Dame mit dem überflüssigen Rat versehen, abends in der Andrassy-Bar vorzusprechen. Sie verbrachte den Nachmittag mit dem Suchen nach der Autodroste des Besitzers der Reiseschreibmaschine, der ihr vor dem Hotel Hungaria den Brief stahl. Sie versprach sich nicht allzu viel von der Aussage des Chauffeurs:

Es war bereits dunkel, als sie ihn an seinem Standort entdeckte. Fernanda begann die Unterhaltung, indem sie dem Wagenführer fünf Pengos in die Hand schob, die dem Mann sofort die Zunge lösten. Er erinnerte sich noch genau seines Fahrgastes von gestern nacht. Dieser gab ihm als Fahrziel ein Café auf dem Leopoldring an. Auf dem Kaiser-Wilhelm-Ring klopfte er plötzlich an die Glasscheibe und befahl dem Chauffeur, umzuwenden und nach der Andrassy-Bar zu fahren. Er ließ den Wagen vor dem Lokal warten. Als er nach kaum zehn Minuten wieder erschien, zeigte er ein sehr enttäuschtes Gesicht. Er stieg bereits am Westbahnhof aus und entlobte den Führer.

Fernanda war mit der erhaltenen Auskunft zufrieden. Sie bestätigte ihr, daß ihr unbekannter Briefschreiber die Wahrheit schrieb. Der Kumpen der Olivia Vianche mußte den geraubten Brief schon in der Droste entziffert haben. Da er fürchtete, Fernanda könnte ihm zuvorkommen —

der Brief war doch bereits erbrochen — ließ er sich sofort zur Andrassy-Bar fahren. Sein enttäuschtes Gesicht und der Umstand, daß er ohne die Geige erschien, bestätigten deutlich die falsche Fährte.

Gleich nach dem Abendessen begab sich Fernanda nach der Andrassy-Bar. In dem kleinen Lokal befanden sich zu dieser Stunde nur einige Gäste. Fernanda bestellte einen „Obio“ und rief gleich nach dem Zahlkellner. Sie legte auf den Tisch einen Zehnpenigsdöcklein, und als der Zahlkellner herausgeben wollte, winkte sie ab. Der Mann starrte sie verblüfft an. Da sagte sie leise:

„Ich möchte von Ihnen eine Auskunft haben, Herr Ober!“

Der Zahlkellner dienerte. Fünf Minuten später hatte Fernanda alles Wissenswerte erfahren. Der Kellner bestätigte, den Brief an die postlagernde Schiffe „T. S. 1717“ geschrieben zu haben. Er sah das Inserat in den Zeitungen und erinnerte sich, daß vor zwei bis drei Monaten ihm ein Bekannter erzählte, er habe während seines Aufenthaltes in Berlin eine Geige erworben. Als jedoch gestern nacht ein Herr kam und sich nach der Geige erkundigte, stellte es sich gleich heraus, daß es nicht das gesuchte Instrument war. Der Zahlkellner konnte sich nämlich genau erinnern, daß das Gespräch über die Geige schon Ende Oktober stattfand. Das in dem Inserat erwähnte Instrument wurde aber erst mehrere Wochen später von seinem Käufer erworben.

„Sagen Sie, Herr Ober“, wandte sich Fernanda plötzlich an den Zahlkellner. „Gibt es in Ungarn viele Leute, die keine Zeitungen lesen?“

Überrascht blickte sie der Kellner an, dann antwortete er lächelnd:

„Auf dem Lande unter den Bauern vielleicht. Sonst aber bestimmt nicht. Wir Ungarn sind sehr fleißige Zeitungsläser! Wissen Sie, meine Gnädige, wieviel Zeitungen allein in Budapest erscheinen...?“

Fernanda sollte dies niemals erfahren. Sie war aufgesprungen. Ein Blick auf die Armbanduhr überzeugte sie, daß es noch nicht ganz neun Uhr war. Sie wußte zufällig, wann der Express nach Berlin abfuhr. Wenn sie sich sehr beeilte...

Nach zehn Minuten befand sie sich im Hotel Hungaria und nach weiteren fünfzehn Minuten auf dem Westbahnhof. Sie erreichte gerade noch den Berliner Schnellzug. Noch ein zweiter verpasster Reisender erkam eilig die Stufen eines Wagens. Es war Hunzul, der seit dem Morgen mit großer Mühe Fernandas Spur verfolgte.

Fernanda hielt sich nicht lange in Berlin auf. Acht Stunden nach ihrer Ankunft befand sie sich erneut auf dem Bahnhof. Einen Augenblick überlegte sie, dann betrat sie eine Fernsprechzelle. Sie ließ sich zuerst mit der Wohnung von Holmes-Emigula verbinden, doch der Direktor war noch nicht heimgekehrt. Fernandas nächster Anruf traf ihn, trotz der vorgerückten Stunde, im Büro.

„Hallo, Fernanda!“ rief betroffen der alte Herr, nachdem er die Stimme seiner Mitarbeiterin erkannte. „Von wo sprechen Sie denn?“

„Aus Berlin, Herr Direktor! Ich bin seit einigen Stunden hier.“

„Ja, warum kommen Sie nicht zu mir?“

„Keine Zeit, Herr Direktor! Mein Zug fährt schon in den nächsten Minuten. Ich will Sie bloß schnell noch bitten, mir etwas Geld zu überweisen. Telegraphisch und gleich morgen früh...“

„Geld überweisen? Wohin denn?“ klang überrascht die Stimme des Direktors.

„Nach Athen! Deutsche Orientbank. Und jetzt, auf Wiedersehen! Ich muß mich beeilen.“

„Einen Augenblick! Einen Augenblick, Fernanda! Was zum Teufel suchen Sie in Griechenland?“ schrie Holmes-Emigula. Doch er erhielt keine Antwort. Fernanda hatte bereits angehängt. Kopfschüttelnd griff der alte Herr nach dem großen Notizblock auf seinem Schreibtisch und schrieb mit ungelassenen Buchstaben: „Müller telegraphisch nach Athen, Deutsche Orientbank, Geld überweisen!“

Fernanda lag in einem Hotel der Umgebung des Theatersonbahnhofs ab. Nachdem sie den Portier befragt hatte, fuhr sie nach einem Annoncenbüro. Sie ließ den französischen Text des Inserates ins Griechische übersetzen und in die Zeitungen einrücken.

Drei Tage vergingen, dann erhielt Fernanda einen Brief. Mit großer Spannung öffnete sie das Schreiben. Es war in einem korrekten Französisch abgefaßt und lautete wie folgt:

„Madame, Ich sah Ihr Inserat in den Blättern und erlaube mir, Ihnen folgendes mitzuteilen: Ich befand mich im November vergangenen Jahres in der deutschen Hauptstadt und erwarb dort in einem Laden in der Nähe der Stadtischen Oper eine Violine. Wünschen Sie Näheres zu erfahren, so kommen Sie, bitte, heute Dienstagmittag um fünf Uhr zu den Räumlichkeiten der Kapelle des Dionysios, an der Akropolis.“

Das Schreiben trug die Unterschrift „Stawropulos“. Trotz des etwas merkwürdigen Stilscheins war Fernanda fest entschlossen, der Aufforderung von Herrn

Stawropulos Folge zu leisten. Sie hätte über diesen Herrn gern Näheres erfahren, doch er hatte vergessen, seinen Vornamen anzugeben, und in der griechischen Hauptstadt gab es beinahe so viele Stawropulos wie in Berlin Meyers oder Schulzes.

Fernanda verließ gleich nach dem Mittagessen ihr Hotel und schlenderte langsam die sonnenbeschienene Piräusstraße entlang. Die Luft war beinahe warm. Da sie bis zu ihrem Rendezvous noch reichlich Zeit hatte, betrat sie ein kleines Café. Trotz der frühen Nachmittagsstunde war das Lokal dicht besetzt.

Der Wein, den Fernanda bestellt hatte, schmeckte nach Harz. Die billigen Weine werden in Griechenland durch Harzzusatz haltbar gemacht.

Plötzlich fuhr sie jäh zusammen. Von Fernanda ziemlich entfernt, in der anderen Ecke des Lokals, saß ein Mann. Er hatte seinen Hut tief ins Gesicht gezogen und verdeckte jetzt mit der Hand Mund und Kinn. Trotzdem glaubte Fernanda, ihn zu erkennen. Es war der Briefabholer vom Hauptpostamt in Budapest, der sie bis zur Donau verfolgte und dann ihre Spur verlor!

Sie warf eine Münze auf den Tisch und verließ eilig das Lokal. Bereits nach wenigen Minuten hatte sie sich überzeugt, daß der Mann ihr folgte.

Sie befand sich im Augenblick in einer Nebenstraße des älteren Stadteils. In einer Ecke stand eine leere Autodroste. Sie sprang in den Wagen und rief dem Chauffeur zu: „Zum Stadion!“

Das Auto setzte sich sofort in Bewegung. Fernanda sah noch das verdächtige Gesicht des Verfolgers, der verzweifelt nach einem Wagen Ausschau hielt. Im Augenblick, da Fernandas Auto nach dem Markt abbog, tauchte eine leere Tare auf. Doch ehe noch Hunzul, denn er war es, der Fernanda verfolgte, den Führer heranzuwinken konnte, kam ihm jemand zuvor. Der Unbekannte verschwand im Wagen, der gleich danach mit großer Geschwindigkeit dem ersten Auto nachsagte.

Noch bevor die Droste das Stadion erreichte, gab Fernanda dem Führer Befehl, umzukehren.

In der Corinthischenstraße entlohnnte sie den Chauffeur. Die Ruinen der Kapelle des Dionysios befanden sich hinter dem Areopag. Fernanda gelangte zehn Minuten vor der verabredeten Zeit an die Stelle ihres Rendezvous. Man konnte kein Lebewesen erblicken.

Fernanda bewegte sich nervös auf und ab. Kaum waren die Schläge einer entfernten Turmuhr, die die fünfte Nachmittagsstunde verkündeten, verklungen, als plötzlich wie aus der Erde gewachsen ein Mann vor Fernanda stand. Er trug die Nationaltracht der Griechen: Kufianella, den bis zu den Knie reichenden, faltenreichen Rock aus feinem, weißem Baumwollstoff, dazu ein weitärmeliges Hemd und die schnurverzierte Weste und Jace.

„Herr Stawropulos?“ fragte Fernanda.

Der Mann verneigte sich.

„Ich habe Ihren Brief erhalten, Herr Stawropulos. Besitzen Sie die Geige?“

„Nein, Madame. Aber ich kann Sie zu dem Besitzer führen. Er ist mein Onkel und liegt zu Hause krank.“

Herr Stawropulos war ein kräftiger Mann von mittlerer Größe und ungefähr vierzig Jahren. Er sprach ein gutes Französisch. Er sah beinahe vertrauenswürdig aus; trotzdem empfand Fernanda ein deutliches Mißtrauen gegen den Mann.

„Hat Ihr Onkel die Geige in Berlin erworben?“ fragte sie, obwohl sie sich sagen mußte, daß Herr Stawropulos, falls er etwas Böses im Schilde führte, auf eine ähnlich plumpe Fäule kaum hereinkommen würde.

„Aber nein, Madame! Wie ich Ihnen bereits schrieb, habe ich die Geige gekauft. Ich hielt mich im November ein paar Tage in Berlin auf. Mein Onkel bat mich, ihm eine Violine mitzubringen...“

„Wo wohnt Ihr Onkel, Herr Stawropulos?“

„Oh, es ist gar nicht weit! Er besitzt hier in der Nähe ein kleines Landhaus.“ Der Grieche zeigte in nördlicher Richtung.

Fernanda konnte aber in der angegebenen Richtung kein Gebäude entdecken.

„Herr Stawropulos, ich finde es etwas sonderbar, daß Sie unsere Begegnung in diese verlassene Gegend verlegten. Warum haben Sie mich nicht in meinem Hotel aufgelesen?“

Stawropulos lächelte harmlos.

„Aber, Madame! Wir befinden uns doch gleich an Ort und Stelle, wo Sie die Geige übernehmen können, falls wir handelseinig werden.“

Fernanda fand den Grund nicht ganz einleuchtend. Der Grieche erriet ihre Gedanken.

„Ich versichere Ihnen, daß Sie die Geige in einer Viertelstunde in der Hand haben. Auf meine Treue!“ Herr Stawropulos legte die Rechte aufs Herz.

„Gut, wir wollen gehen!“

Sie passierten einen kleinen Olivenhain. Der Abend brach herein. Fernanda blieb plötzlich stehen. Sie waren bereits eine halbe Stunde unterwegs.

„Ich gebe keinen Schritt weiter!“ erklärte sie.

Es war nicht vollkommen dunkel, und so konnte Fernanda sehen, daß sie sich in einem verlassenen Steinbruch befanden. Eine zweite schemenhafte Gestalt tauchte auf. Die Männer wechselten leise in griechischer Sprache ein paar Worte. Jetzt wandte sich Stawropulos an Fernanda. Doch ehe er noch den Mund aufstieß, befand er sich. Wortlos zog er seinen Begleiter fort. Die Schritte der beiden verhallten. (Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 20. Oktober 1935

Medienklärung und Weinwoche

Es ist sicher ein ungewollter Zufall, daß wir gerade in der Weinwoche, zu der wir heute starten, auch Verdunkelungsübungen haben. Aber daran ist nichts zu ändern: am Mittwoch werden wir verdunkeln müssen, was ja — nun wissen wir Bescheid — nicht einfach so zu erledigen ist, indem man das Licht im Haus ausknippt oder ausbläst und sich in das Bett legt. Es soll sogar ganz anders sein; die Verdunkelung soll nur nach außen hin stattfinden, während es in unserem Inneren (des Hauses) strahlen soll, wie noch nie, vorausgesetzt, daß diese innere Illumination infolge unserer Liebe zum Betriebswerk und zu seinen Rechnungen überhaupt zulässig ist. Da diese äußere Abdunkelung mit der inneren Erleuchtung des Hauses nichts zu tun haben soll, so wird also der Ablauf der Weinwoche durch sie nicht getrübt noch gehindert werden; in unserem katalanischen Fest braucht also keine Unterbrechung einzutreten, vielmehr können wir — nach außen verdunkelt, nach innen in mehr als einer Hinsicht erhellt! — unseren Patenwein von Clotten und Bacharach mit Hingebung behandeln, falls wir eben genügend Späne im Portemonnaie (mit Reißverschluß) haben. Rücksichtslos werden wir den Bierbrauereien Kummer bereiten, indem wir unser einzelnes Glas Bier nunmehr eine Woche lang in Wein umsehen, weil wir eben als Paten unsere Verpflichtungen haben, deren Schwere wir deutlich fühlen.

Aber nun wollen wir dem unpolitischen Chronisten dieses Thema entziehen; er leidet sowieso an Sodbrennen, dafür hingegen freut er sich, daß sogar der Neuker Bürger-schützenverein und die Scheibenschützen, die Heimatfreunde und noch viele andere Vereine und Vereinigungen sozusagen den Kampf gegen die Patenweine aufgenommen haben; solche Entschlüsse wollen wir sehr loben.

Neben dieser inneren Stelle wird also dann am Mittwoch der kommenden Woche „fürchterliche Dunkelheit“ ausbrechen; das könnte sehr einfach gemacht werden, indem man am Betriebswerk einfach die Hauptleitung abdrehen würde; aber das soll nicht sein; wir sollen unsere Fenster und Treppenhäuser so abdichten, daß kein Strahl davon in die Weite dringen kann, und daß kein böser Feind, falls er einmal die Wüste haben sollte, unsere köstliche Stadt mit Bomben zu belegen, ein Ziel vorfindet; es muß so dunkel sein, daß Herr von Wedderkopp, der einmal in einem Buch geschrieben hat, daß gleich hinter Neuß das „finstere“ Rheinland ansehe, wenigstens in dieser einen Nacht recht hat. Damals haben wir ihn ja, als er diese Behauptung in einem anderen Sinne von sich gab, derartig mit Verbal-Jurien traktiert, daß wir meinten, das würde für ein Jahr Arbeit für Rechtsanwälte und Gerichte ergeben haben; aber es ist damals nichts passiert. In dieser Nacht zum Donnerstag soll der Knabe recht haben; wie gesagt, es soll so dunkel sein, daß die Heimkehrer von den „Ordnern“ des Weinfestes zur Ehre von Bacharach und Clotten ohne weiteres als Milderungsgrund bei den dann kilometerweise einfindenden Gordinenpredigten laien können, es sei schließlich dunkel gewesen, so dunkel, daß selbst beim besten Willen eine frühere Heimkehr ausgeschlossen und mit entsetzlichen Gefahren verbunden gewesen wäre. Aber wir müssen doch diesen jetzt schon in Gedanken vorübergehende fündigenden Männern sagen, daß es einen Klassiker gibt, der irgendwo einmal sagt: „Der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bewußt.“ Und ein anderer Dichter sagt irgendwo: „Das Maultier findet im Dunkeln seinen Weg.“

Also, es ist schon schwer, die Verdunkelungsübung zu misbrauchen; wir wollen das auch nicht tun!

Ein Bittbrief an Herrn Wagn!

Dieser Tage erhielt ich einen Brief, den ich der Ordnung und der Einfachheit halber hier abdrucken will:

„Lieber Herr Wagn! — Es ist nicht das erste Mal, daß ich Ihnen mit meiner Bitte lästige werde; aber die Sache ist es wert: es handelt sich um — Radfahrwege im Umkreis von Neuß. An vielen Orten sind die Dinge schon weiter, wahrscheinlich, weil es dort aktivere Radfahrernorganisationen auf diesem Gebiete gibt; ich will meine Bitte und meinen Vorschlag noch einmal kurz in die Erinnerung zurückrufen, dahingehend, daß die Einrichtung von speziellen Radfahrwegen in der Umgebung, der engeren und weiteren Umgebung von Neuß dringend notwendig ist, daß diese Anlage von Radfahrwegen auch in den Straßen der Stadt notwendig ist, wo diese Möglichkeit noch gegeben ist: Das wäre der Zugang von der Nordstadt in die Mittelstadt, das wäre das Düsseldorf-Strasse-Viertel, das wäre auf der Nordkanallinie, auf der Kölner Landstraße, auf dem Wege nach Witten und nach Kaarst, kurz überall dort, wo sich wenn auch nur in geringem Maße die Möglichkeit bietet, den Radverkehr aus dem anderen Hauptstrom des Verkehrs herauszunehmen und mehr zu sichern. Ich bin selbst Radfahrer, nicht Rennfahrer oder Kunstdfahrer, sondern ganz gewöhnlicher Radfahrer aus Zwang, mittlerweile allerdings auch aus Passion. Denn das Fahrrad verdient schon ein bißchen Liebe, und es erwidert sie, wenn

man gut mit ihm umgeht; aber das nur nebenbei. Wir Radfahrer stehen in dem Ruf, daß wir eine besonders prächtige Sorte bezüglich der Behinderung des Verkehrs seien; der Vorwurf ist zu dünn, als daß man sich überhaupt darüber ernsthaft unterhalten müßte; aber wir Radfahrer sind immerhin eine so große Zahl berufstätiger Männer und Frauen, daß es eigentlich nicht eines so langen und heftigen Ringkampfes bedürfen sollte, ehe man uns primitive Radfahrwege schafft, ehe wir nach und nach alle überfahren sind... Sie haben damals in der NSG, dementsprechende Vorschläge gemacht; es sollte nicht schwer sein, sie in die Tat umzusetzen, wenn man sich auf beiden Seiten einmal darüber ernstlich unterhalten würde. Diese Radfahrwege brauchen ja nicht von heute auf morgen fertig zu sein; aber es müßte auf dem Baute eine Stelle im Rathaus geben, die sich wenigstens mit dem Gedankens befaßt, und wo man solche Anregungen anbringen kann. An Kräften zur Verwirklichung der nicht kostspieligen Pläne wird es sicher nicht fehlen.

In einer anderen Stadt in Süddeutschland habe ich übrigens auch die vom „Diaz“ schon einmal beobachtete Einteilung der Straße gesehen. In den am meisten belebten Verkehrsstraßen ist links und rechts auf dem Fahrdamm ein Strich gezogen, die Zone für die Radfahrer bezeichnend, nicht für sie allein, aber doch einen Raum, in dem sich der Radfahrer außerhalb der Gefahr fühlen kann, daß es hier noch Fahrzeuge geben könnte, die ihm das Recht befehlen zu leben, bestreiten könnten, indem sie ihn noch näher an den Bürgersteig-Rand drängen...“

Der alte Wunsch nach Schaffung von Fahrradwegen in der Stadt und an ihrem Rande ist keine Neuigkeit; er darf aber sicher solange wiederholt werden, bis man sich mit ihm beschäftigt. Namentlich die Bewohner des nördlichen Stadtteils und des Viertels um die Düsseldorf-Strasse und den Schlachthof herum beklagen sich schon seit Jahren, daß man nicht genügend Verständnis für sie habe auf diesem Gebiete. Da steter Tropfen den Stein höhlt, so wollen wir gerne von Zeit zu Zeit noch einmal in die alte Kerbe hauen.

Ein Vorfall in Geln

Unsere Verkehrspolizei hat so viel Sorgen, daß man ihr gern einige davon abnehmen möchte, wenn man dazu in der Lage wäre; andererseits hat die Polizei oft gesagt, daß sie für jede Anregung dankbar wäre; und da wollen wir einmal etwas „anregen“.

Bei Besichtigungen, die vom Herz-Jesu-Kloster aus erfolgen, von dessen Ausgang in der Michaelstraße, hat sich ein Mißstand ergeben, der von der Verkehrspolizei sicher gerne begradigt wird. Der Weg zum Friedhof führte früher direkt durch die Hammortstraße — Wiltger Straße zum Friedhof. Heute muß der Weg anders genommen werden, da die 100 Meter bis zur Kreuzung Neustraße — Hammortstraße Einbahnstraße sind; dadurch ergibt sich für den Begradigungsweg von hier aus folgende Route: Michaelstraße, Zollstraße, Friedrichstraße, Wiltger Straße usw., also ein Umweg, der für ein Automobil nicht schwerwiegend sein mag, für einen Leichenzug aber allerdings bedeutet. Sicher wird die Verkehrspolizei sich dazu entschließen, für Leichenzüge diese 100 Meter in der Michaelstraße freizugeben, wenn sie sich davon überzeugt, daß dadurch ganz sicher keinerlei Komplikationen entstehen können. Außerdem ist die Polizeiwache dort so nahe, daß eventuelle Komplikationen sofort auszuräumen wären.

Mit einer solchen Maßnahme würde sich unsere Polizei sicher Dank verdienen.

Unvorsichtige Witterung

Wir haben in der Schule im Lateinischen oft und immer wieder einen Spruch hören müssen, der eine Art von Mahnung war, außerdem bot er dem „praeceptor“ die prächtige Gelegenheit, eine Regel auszuprobieren. Da wir aber hier keine lateinische Stunde haben, so wollen wir uns keine Mühe geben, die Zusammenhänge anders zu klären. Der lateinische Satz, der übrigens nur ein Motto in diesem Falle sein soll, hieß „non scholae, sed vitae discimus“, das heißt auf deutsch: „Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben.“ (Gut, setzen wir uns einen heraus.) Dieser Spruch hat dieser Tage als Überschrift für eine Episode in einem dänischen Ort herhalten müssen, eine Episode, die im „BT“ wie folgt berichtet wird:

„Wozu die in dänischen Gefängnissen erworbenen Erfahrungen gut sein können, erwies kürzlich eine heitere Anekdote, die sich zwei ehemalige dänische Zuchthäusler Friis und Petersen leisteten. Friis hat vor einem Monat bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis in Horsens einen großen Mod mit sogenannten Requisitionszetteln mit sich genommen. Die Gefängnisverwaltung braucht dergleichen bei verschiedenen Einkäufen in den umliegenden Geschäften. Mit diesen Zetteln hatte er sich alle Waren, die ein freies Lagerleben im Grünen angenehm gestalten können: Zigarren, Zigaretten, Speisen und Getränke beschafft und war dabei in den Läden so geschickt in seiner Rolle als Gefängnisbeamter aufgetreten, daß ihm die Händler mit größter Hochachtung begegneten. Dergefallt von

ihrer alten Gefängnisheimat mit allen guten Dingen reichlich versorgt, begannen die beiden eine Einbruchstätigkeit von respektablem Ausmaß. — Jetzt allerdings kehren sie in das Gefängnis zurück.“

Longueuey hat es wieder

Daß der Langenberger Sender einmal jemals von einem Windstoss und einem Sturm umgelegt werden würde, daran hat sicher keiner von uns gedacht. Aber dennoch ist es passiert; wir saßen gerade beim Essen und hörten mit Andacht zu, wie a) draußen der Sturm blies und wie b) gerade am Rundfunk der Glückwunsch an die Alten gesprochen war, ein tägliches Ereignis, das entweder mit einem Choral oder mit einem für so alte Leute viel zu feurigen Marsch abgeschlossen wird. Dieses Mal war es ein Marsch, der dann aber jäh unterbrochen wurde, was wir allerdings nicht gleich merkten, bis einer am Tisch sagte: „Da ist sicher der Langenberger Sender umgefallen!“ worüber wir natürlich sanft lächelten.

Und dann stimmte es doch; und da nun Langenberg schwieg, waren alle Radioten, die nur diese Station hören können — und das sind sehr viele! — mit einem Schlag von ihrem Sender getrennt, bei welcher Tatkraft man feststellen mußte, wie sehr man sich schon an diese Geräusche aus dem Äther gewöhnt hat. —

Ob wir für die Unterbrechung nun in diesem Monat weniger Rundfunkgebühren zu zahlen brauchen? Groblich, wie der Rundfunk nun einmal ist, wird er wahrscheinlich im November nur 1,85 kassieren, weil wir eben doch nicht einen Monat lang beliefert worden sind. Die gesparten Töne und Worte und Hörspiele und was es sonst noch an radiolischen Dingen gibt, müssen doch für uns irgendwo in die Erscheinung treten; genau so gut, wie die Post keine zu gering frankierten Briefe befördert, ebensolches Gerechtigkeitsgefühl müßte sie eigentlich haben, wenn sie im nächsten Monat mit den Rundfunkquittungen kommt, weil sie den Monat Oktober sich zwar hat ganz bezahlen lassen, ohne ihn ganz zu „beliefern“.

Uns fehlen allerhand Töne und Worte und Werke, Herr Rundfunk, die wir bezahlt haben. Wir verlangen Wertersatz, wir fordern Gerechtigkeit im Sinne der postlichen Einstellung, in dem Falle, daß wir zu wenig „geliefert“ haben (an Porto pp oder Gebühren).

Die Lustigsten

Da wir übrigens gerade vom Rundfunk sprechen: vor einiger Zeit ist vor einem New Yorker Richter ein Scheidungsprozeß verhandelt worden, dessen eigentlicher Grund das Radio war. Vor einigen Monaten hatte sich ein bis dahin vollkommen unbefehlener Kaufmann einen Radio-Apparat gekauft, dem er dann so vollkommen verfiel, daß er jede Minute des Tages, vom Morgen bis in die Nacht hinein nicht müde wurde, den aus dem Lautsprecher quellenden Tönen zuzuhören. Das führte dazu, daß der Mann es selbst aufgab, überhaupt noch ein Wort mit seiner Frau zu sprechen oder auch nur seiner Frau, die selbst weder wenig noch leise sprach, zuzuhören. Er hatte nun die Gewalt über die mündlichen Leistungen seiner Frau in die Hände gespielt bekommen; er konnte lachen und überlachen; er requirierte Stärke und Art der Darbietung, und er lautete und war hingekommen. Seine Frau war das Gegenteil; sie war wütend, und da alle ihre Vorstellungen, ihr Willen und ihr Fieken vergeblich waren, so faßte sie den festen Entschluß, sich von ihrem Manne und von dessen Radioapparat scheiden zu lassen.

Richter hingegen sind nicht immer so entschlossen in dieser Richtung; man dachte an einen Vergleich, an einer Ausöhnung; an einer Reparatur dieser eigentlich nicht gerade grundsätzlich zerrütteten Ehe; und der Spruch des Richters fiel dann auch in dieser Richtung aus. Der radiobeseelte Ehemann darf fürderhin nur noch eine Stunde am Tage Radio hören; während der anderen Stunden des Tages ist die Frau dran. Im übrigen ist der Ehemann durch sein monatelanges Training am Lautsprecher so sehr abgehärtet, daß er die phonetischen Leistungen der nun mit ihm wieder vereinigten Ehefrau hören kann, ohne seinerseits etwas ermüdet zu werden. Im nächsten Termin wird es dann wahrscheinlich umgekehrt sein, wenn der Ehemann darauf plädiert, daß man sein Radio wieder 7 Stunden und die Ehefrau nur 1 Stunde „hören“ darf.

Gut, daß es so was nur in New York gibt!

Diaz

Als hätte die Lokomotive Verstand...

Soweit die Straßen der englischen Stadt Gloucester in der Nähe der Eisenbahnanlagen verlaufen, wurden sie unlängst in nicht geringer Aufregung verlegt, als eine Lokomotive sich aus dem Schuppen heraus in Bewegung setzte und ohne ersichtlichen Grund und ohne Befehl loszufahren begann. Sie durchlief den Bahnhof, setzte über das Rangierfeld, rannte einen Freilicht um, überquerte eine ziemlich belebte Straße und blieb in der Vorderfront eines Wohnhauses stehen. Selbstverständlich wurde ein so bössartiger Fall nach allen Richtungen genau untersucht. Eisenbahningenieure fanden die technische Erklärung; natürlich. Interessanter ist aber der Zusammenhang, den ein Zeitungsmann aufdeckte. Mit dem von jener Lokomotive nach Gloucester gebrachten Eisenbahnzug waren die Anstalten eines Mädchens, pensionats von einem Ausflug zurückgekehrt, und aus einer Mädchenlaune heraus hatten einige der Pensionärinnen die Lokomotive mit einem Blumenkranz geschmückt. Eben diesen Blumenkranz brachte ihnen die merkwürdige Lokomotive wieder zurück, denn die Hauswand, in die sie hineintrat, gehörte eben zu dem Pensionat, in dem die Mädchen wohnten...

Vom U-Boot zum Kreuzer

Der Stand der U-Bootwaffe — Frankreich zahlenmäßig und an Stärke führend — Deutschland hat wieder U-Boote

Wer diesen Spätsommer auf einem Dampfer auf der Kieler Förde fuhr, konnte öfter ein oder mehrere Fahrzeuge beobachten, die sich von den anderen wesentlich unterschieden. Sie waren klein, langgestreckt und niedrig. Der schmale Rumpf lief am Heck abgeflacht nach unten, der Bug erinnerte an die bekannte Mäher-Form. Auf dem schnittigen, grauweißen Boote war nichts weiter zu sehen als eine primitive Kelling, einige vom Bug zur Mitte und von dort zum Heck führende Leinen und ein seltsames Gerät auf der Wad über dem Bug. Alles, was bei den seegehenden Fahrzeugen selbstverständlich ist, die Aufbauten, Bullaugen usw., fehlte, dafür trugen sie mittelschiffs einen turmähnlichen Aufbau. Eine große Nummer war an den beiden Seiten zu sehen.

Manchmal sah man aber auf dem Wasser noch seltsamere Erscheinungen: Da schwamm und bewegte sich in einer bestimmten Richtung nichts weiter als eine Kelling und ein turmähnlicher Aufbau. Das war doch zu merkwürdig! Man konnte sich das nicht recht erklären. Und schließlich wunderte

englische Flottenabkommen hat Deutschland endlich das zugestanden, was anderen Staaten, und seien sie noch so klein, niemals verweigert worden war: den Bau von U-Booten! Am 29. Juni 1935 wurde das erste deutsche U-Boot nach Kriegsende in Dienst gestellt, einige andere sind ihm gefolgt, im Spätsommer manövrierten die Boote bereits auf der Kieler Förde und in der Ostsee.

Deutschland ist — wie aus den Reden des Führers hervorgeht — grundsätzlich bereit, auch nach der Wiedergewinnung der Wehrfreiheit auf die Unterseeboote zu verzichten, vorausgesetzt, daß alle anderen Staaten den gleichen Verzicht aussprechen und ihn in die Tat umsetzen. Dabei bewegen wir uns auf der gleichen Linie wie England, das auf den Flottenkonferenzen immer wieder die allgemeine Abschaffung der Unterseeboote gefordert hat. In der Hoffnung, daß es zwischen den Seemächten zu einer Vereinbarung kommen möge, zeigte sich England bis vor einigen Jahren sogar zurückhaltend im Bau von neuen U-Booten, so daß es, als endgültige Abmachungen hauptsächlich am Widerstande Frankreichs

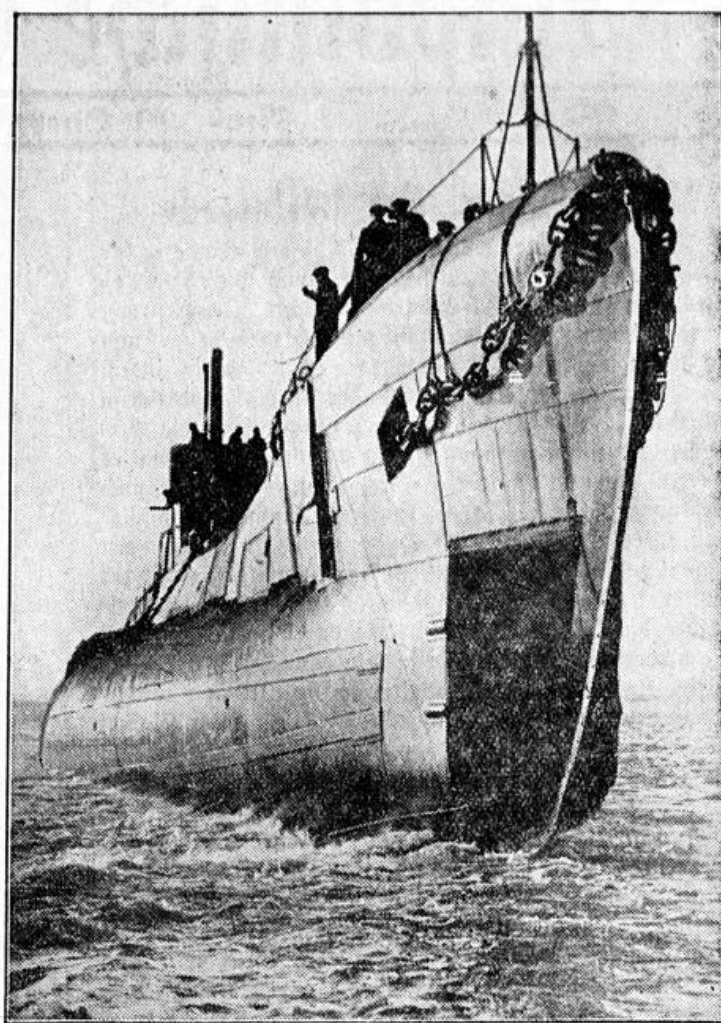
nur zahlenmäßig ins Hintertreffen geraten. Die meisten seiner in Dienst befindlichen Unterseeboote stammten aus der Kriegszeit oder wurden in den ersten Jahren nach dem Kriege gebaut; sie sind also kaum noch modern. Dazu kommt, daß einige Experimente fehlgeschlugen. So mit großen U-Kreuzern und den — nur von England gebauten — U-Monitoren, drei Booten, die bei einer Wasserverdrängung von 1600 Tonnen entweder ein 30,5-Zentimeter-Geschütz oder einen Flugzeugschuppen trugen. Eins dieser Boote versank nach einem Zusammenstoß, das andere ging während einer Fahrt plötzlich mit der gesamten Besatzung unter; das dritte Boot wurde abgewrackt.

Man unterscheidet heute drei Gruppen: Unterseeboote für die Küstenverteidigung

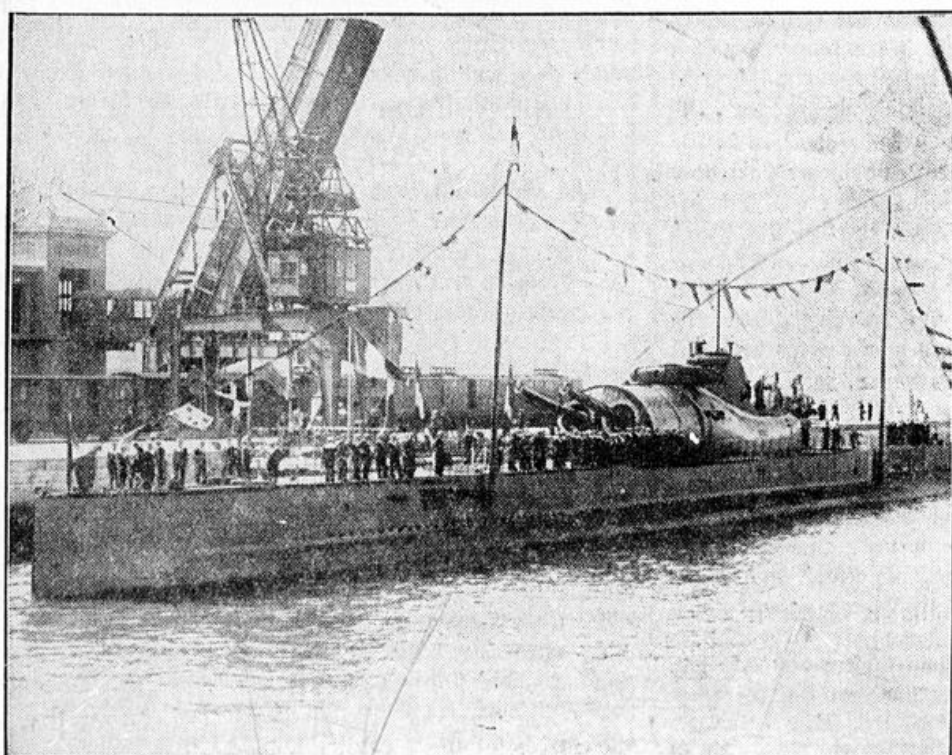
(bis zu 600 Tonnen); Hochseeboote, die bis zu 1000 Tonnen groß sind; und U-Kreuzer. Nach dem am 8. Juli veröffentlichten deutschen Flottenbauprogramm 1935 baut Deutschland vorerst nur zwei U-Boote zu je 750 Tonnen, während von den anderen Booten 20 nur je 250 Tonnen und 6 je 500 Tonnen groß sein werden. Deutschland baut also ausschließlich Unterseeboote für die Küstenverteidigung. In den anderen Staa-

zwischen 1500 bis 2000 Tonnen Wasserverdrängung zurückgekehrt, ebenso wie England und Japan. Frankreich hat übrigens mehr als 30 U-Kreuzer des gleichen Ausmaßes.

Alle U-Boote sind mit Torpedoausschüßrohren bewaffnet, je nach der Größe bis zu 14, wie der „Surcouf“, die Zahl der Torpedos beträgt je nach der Größe des Bootes 10 bis 36. Außerdem tragen alle Hochsee-



Der englische Unterseekreuzer „Severn“ nach dem Stapellauf. Man beachte die feihte Wulstform, die durch die Taufs bedingt wird.

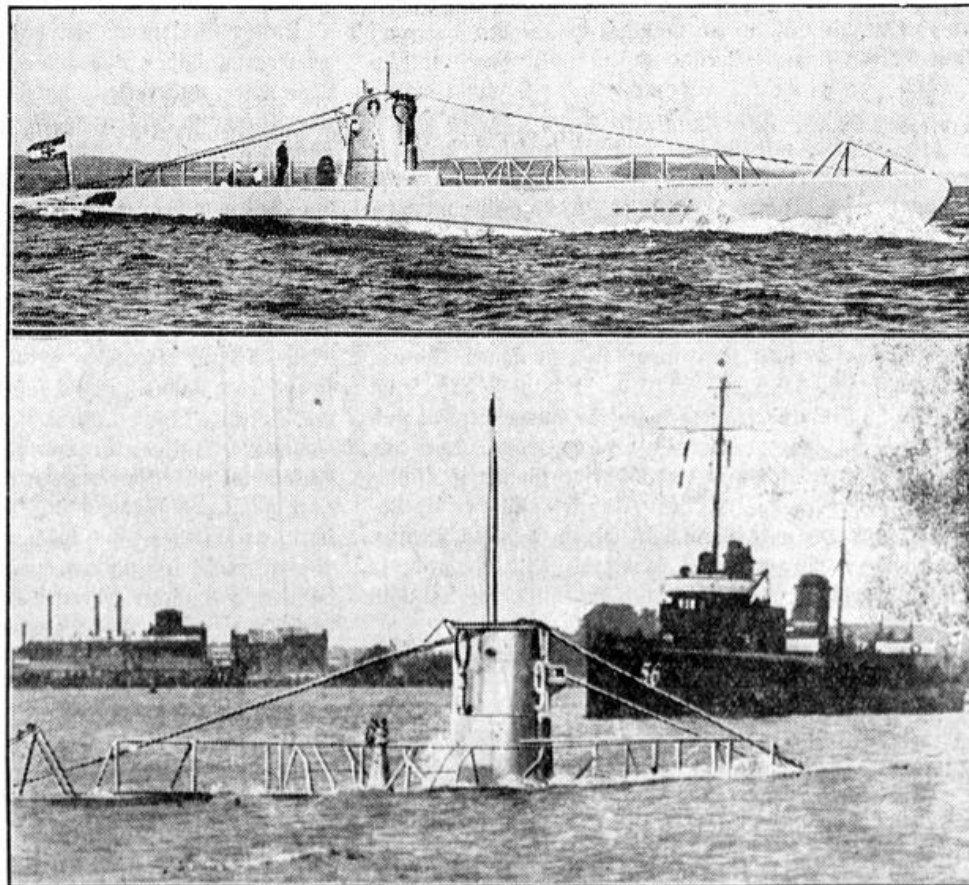


Der französische U-Boottrief „Surcouf“ mit den zwei 20,5-Zentimeter-Geschützen.

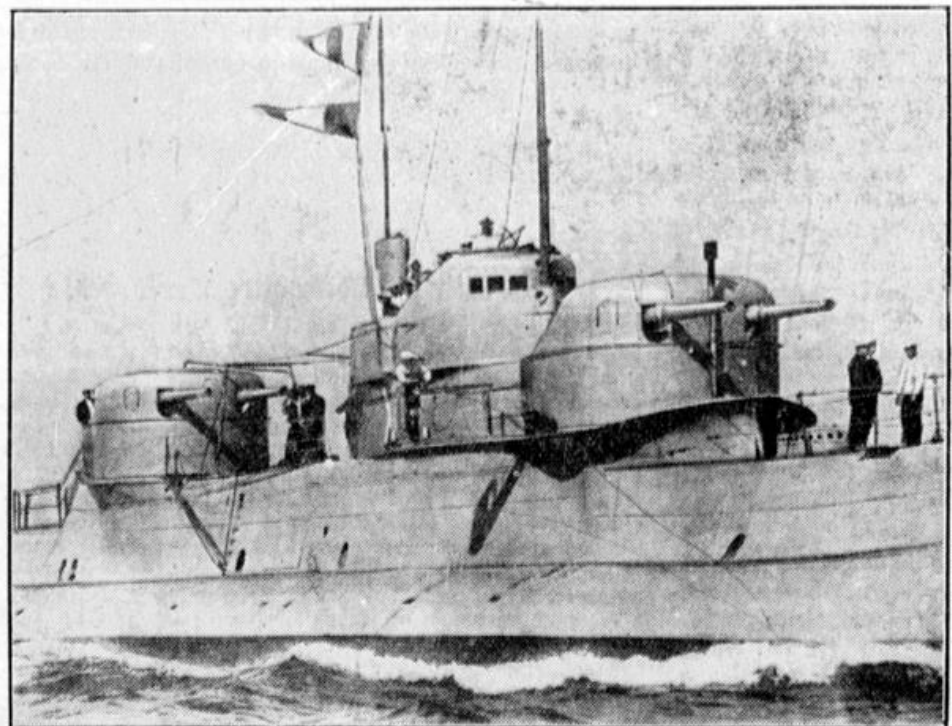
man sich über ein psahlähnliches Gebilde, das aus dem Wasser herausragte und am Ende eine Flagge trug, ähnlich den Pfählen, mit denen die Fischer ihre ansaetzten Netze markieren. Nur daß diese Pfähle sich in einer bestimmten Richtung zu bewegen schienen. Auf der Kieler Förde ist viel zu sehen. Und so nimmt es nicht wunder, daß das Auge bald von einem Dampfer oder Segler gefesselt und die seltsame Erscheinung vergessen wurde.

Und doch... was der Urlaubsfahrer dort sah, ohne daß er es sich erklären konnte, waren U-Boote, die neuen deutschen U-Boote. Vor 17 Jahren verschwanden die U-Boote aus den deutschen Gewässern. Das Versailler Diktat zwang uns, die U-Boote abzuliefern, und es unterlagte Deutschland den Bau von neuen Booten. Das deutsch-

scheiterten, an Zahl und Modernität der Unterseeboote ins Hintertreffen geraten war. Erst seit dem endgültigen Scheitern seiner Versuche auf der Washingtoner Flottenkonferenz versucht England den Vorsprung aufzuheben, den die anderen Mächten errungen hatten. Nicht die größte Seemacht, England, das 1914 noch mit 76 Booten an der Spitze stand, sondern Frankreich mit 97 fertigen Booten hat die meisten U-Boote. Mit 84 fertigen Fahrzeugen folgt Amerika an zweiter Stelle vor Italien, das 62 Boote im Dienst hat, und Japan mit 57 Booten. England verfügt augenblicklich nur über 51 Unterseeboote. Da alle genannten Staaten noch eine Anzahl von Booten im Bau haben, wird England vorläufig auf diesem Gebiete ihre Überlegenheit hinnehmen müssen. Aber England ist nicht



Oben: Das neue deutsche U-Boot 8 über Wasser. Unten: Das neue deutsche U-Boot 9 halbgetaucht.



Einer der neuen englischen Unterseekreuzer.

ten ist dieser Typ ebenfalls vertreten, aber nicht bevorzugt. So machen sie in der U-Boot-Flotte Frankreichs der Zahl nach nicht ganz ein Drittel, von der Gesamttonnage aber nur einen kleinen Teil aus. Ähnlich ist das Verhältnis in Amerika, Japan und Italien, die je nach ihrer strategischen Lage den Kreuzertyp mehr oder weniger bevorzugen. So Japan, das die meisten U-Kreuzer besitzt, und Amerika, das seit 1924 nur noch diesen Typ baut. Dabei scheint sich bereits jetzt ergeben zu haben, daß die Boote mit einer Verdrängung zwischen 1500 und 2000 Tonnen über Wasser den größeren Vorteil besitzen. England hat einen U-Kreuzer mit 2425 Tonnen gebaut, ohne die Serie fortzusetzen. Den größten U-Kreuzer hat aber wieder Frankreich; es ist der sagenhafte „Surcouf“, mit einer Wasserverdrängung von 2880 Tonnen über Wasser und 4300 Tonnen getaucht. Ob sich dieser U-Kreuzer bewähren wird, steht noch nicht fest, jedenfalls ist Amerika, das drei U-Kreuzer fast gleichen Ausmaßes (je 2710 Tonnen) baute, wieder zu der Größe

U-Boote und U-Kreuzer Geschütze, in der Regel die Hochseeboote durchweg 10-Zentimeter-Geschütze, die U-Kreuzer 10- bis 15-Zentimeter-Geschütze, dazu Luftabwehrgeschütze kleineren Kalibers. Der Riese „Surcouf“ hat neben kleinerem Kaliber zwei 20-Zentimeter-Geschütze; außerdem trägt er ein Flugzeug. Andere Boote sind wieder als Minenleger ausgerüstet; hier dürfte England am weitesten sein, das einige U-Boot-Minenleger im Bau hat, die 120 Minen mit sich führen sollen.

Alle Marinen, mit ganz geringen Ausnahmen, haben U-Boote: Rußland etwa 40, die Niederlande 30, Schweden 15, Spanien 13, Lettland 10, Norwegen und Chile je 9, Dänemark 8, Griechenland 6 u. f. f.; weitere werden überall gebaut.

Ohne das U-Boot ist keine Flotte denkbar. Etwas anderes wäre es natürlich, wenn ein internationales Abkommen die U-Boote ohne Ausnahme beseitigte, aber bis dahin ist ein langer Weg.

Kurt Winkler.

Photos: Scherls Bilderdienst (4), Weltbild (1).

MODE UND HEIM

Lampen der Mode

Kleine Sehnsucht nach einem Stückchen Pelz!



Die empfindlich kalten Morgen- und Abendstunden wecken eine kleine Sehnsucht nach weichem, warmem Pelz! Es muß aber durchaus nicht ein ganzer Pelzmantel sein — auch Pelzbesätze wärmen schon! Ein Stückchen Ozelotfell, geschickt als breite Kraumatte und als Einfassung der Taschen auf den dunklen Mantel gesetzt — schon ist eine großartige „Pelzwirkung“ erzielt. Besonders hübsch sind die dunklen Tuchmäntel, die mit aufgesetzten Pelzwesten gearbeitet sind und mit gleichartigen Muff getragen werden. Vielleicht läßt sich aus einem vorjährigen oder alten Pelz eine hübsche, flotte Jacke, roet und kurz, herporzaubern. Sehr elegant ist natürlich der dreierlei lange Tagespelz aus hellem Lamm mit dunklem Ledergrütel, Persienkragen und ebensolchem Kappchen. Ein bißchen Pelz irgendwo — man fühlt sich gleich wärmer und richtiger angezogen! Und nichts ist ja kleidsamer als Pelz!

Dem Konditor abgekauft...

Alterhand kleine Backkniffe

Keine Kuchen bleiben zum Nimmer der Hausfrau oftmals feucht im Teig und werden klüffig. Alle Sorgfalt nützt nichts, weil nämlich die Feuchtigkeit des Füllmaterials sich dem Teig mitteilt und ihn am richtigen Aufgehen hindert. Ein kleiner Trick: man bestreicht den Tortenboden oder den Boden des Obstkuchens mit ein wenig Eiweiß. Das Eiweiß gerinnt in der Wärme sofort und bildet eine Schutzschicht, durch die keine Feuchtigkeit hindurchdringen kann. Bei Linzer Torten kann man sich außerdem wie bei manchen anderen bunten Torten helfen, indem man eine Backplatte zwischen Tortenboden und Füllung legt. Sie hält die Feuchtigkeit vom Teig so lange zurück, bis die Masse fest und froh genug ist.

Geht eine Sandkarte oder anderer Kuchen in der Mitte zu stark auf oder neigt er dazu, seitlich hochzugehen, so reguliert man das Aufgehen, indem man kleine Nadeln einsteckt in den Kuchen steckt.

ist ein Kuchen mischalt und auf der Oberfläche allzu negerlich geworden, so giebt man eine Schokoladenglasur darüber. Hier ein gutes Rezept: Ein Viertelpfund Schokolade wird in einem zu einem Viertel gefüllten Glas lauwarmen Wassers aufgelöst; dann füllt man bei ständigem Rühren 100 Gramm Zucker hinzu, läßt die Masse einmal aufwallen und benutzt sie sofort.

Für die ersten kalten Abende

Warme Erfrischungsgetränke

Wenn man jetzt einmal am Abend so recht durchfroren und durchnäßt zu Hause sitzt und liebe Gäste erwartet, so rührt sich wohl der Wunsch nach einem guten, warmen und recht delikaten Getränk. Aber was?

Aus praktischer Erfahrung

Silber reinigt man auf einfache Weise, indem man ein Aluminiumgefäß mit Wasser füllt und einen Teelöffel Soda und einen Teelöffel Salz hinzusetzt. Darin wäscht man das Silber — nicht kochend, aber warm —, trocknet gut ab und poliert mit weichem Tuch nach.

Auch der kleinste Braten wird saftig und wohlwärmend, wenn man ihn vor dem Anbraten für drei bis fünf Minuten in kochendem Wasser legt.

Leckere weiße Musen entfernt man durch ganz leichtes Reiben mit feinem Sandpapier.

Neue Nagelbürsten sollen vor Gebrauch stets zwei Stunden in kaltem Wasser liegen, später häufig mit lauer Sodaausguss gewaschen werden und an einer Schnur freihängend aufbewahrt werden, damit die Vorstenfläche und das Holz stets gut austrocknen können.

Praktischen Fußboden erhält man, wenn man den ungeschliffenen Holzbohlen gut reinigt und tadellos trocken läßt, dann mit farbiger Beize gründlich einbeizt und mit entsprechendem Vohnerwachs nachreibt. Man kann diesen Boden dann behandeln wie Linoleum.

Vom zweiten Lebensvierteljahr an hat die junge Mutter schon die Freude, die geistige Entwicklung des Kindes mitzuerleben. Zur Freude tritt natürlich bald auch eine kleine Sorge, denn die „Entwicklung“ zur Persönlichkeit äußert sich ja nicht nur im Wachsen der Aufnahmefähigkeit, in steigendem Verständnis für die Umwelt, in laudenden kleinen Regamenten, die die Mutter mit Entzücken feststellt: man erkennt sie auch an den kleinen Charakterausprägungen, die durchaus nicht immer mit dem Wünschen der Mutter übereinstimmen.

Beispielsweise das Morgenbad! Es gibt Kleinfinder, die dabei außergewöhnliches Vergnügen empfinden, plätschen, den Rappen zu greifen und sich weinerlich werden, wenn man sie aus dem geliebten heißen Element heraushebt. Andere Kinder, die deutlich Unlust zu erkennen geben, wenn sie die Badewanne sehen, muß man genau studieren, um die Ursachen der Widerstrenge zu erfüllen. Sehr häufig läßt sich schon mit einem Wechsel der Wassertemperatur, einer Erhöhung oder Senkung der Badwärme eine Änderung erzielen. Auch sollen solche Kinder so rasch wie möglich gebadet werden, damit sich ihre Abneigung nicht verstärkt. In jedem Falle soll der Zeitpunkt des Bades regelmäßig eingehalten werden, dann ge-

Was kann man selbst brauen ohne allzuviel Kosten? Hier sind einige Rezepte:

Warmbier mit Milch oder Sahne ist sehr bekömmlich und schmeckt ausgezeichnet. Man braucht dazu einen halben Liter helles Bier, zwei Eßlöffel Zucker, ein Ei, zwei Eßlöffel Sahne oder vier Eßlöffel Milch, etwas Zitronenschale, Zimt und eine Prise Stärkemehl. Man läßt das Bier mit der Zitronenschale, dem Zucker und Zimt zum Sieden kommen und zieht es dann mit dem Stärkemehl und der Sahne ab. Man reibt es in feinen Schalen oder flachen Gläsern und verzehrt ein jedes mit dem geschlagenen Schnee des Eies.

Geschlagene Schokolade besteht aus einem Liter Flüssigkeit, zu gleichen Teilen Milch und Wasser, und 250 Gramm Hochschokolade. Diese Masse wird aufgelöst, zwei Eier, gut verquirlt, hineingerührt und Zucker nach Geschmack, jedoch nicht zuviel, hinzugesetzt. Das Ganze wird unter ständigem Schlagen mit dem Schaumbecher zum Kochen gebracht und in Tassen oder Gläsern mit Vislittis aufgetragen.

Gierpunsch ist ein wenig schwerer und alkoholisches. Man braucht dazu ein ganzes Ei, zwei Eigelb, 175 Gramm Zucker, eine halbe Zitrone, einen Schuß Arrak, ein Viertel Liter Weißwein, ein Viertel Liter Wasser. Sämtliche Zutaten werden gut verrührt und mit Wein und Wasser auf Feuer gesetzt, wo man sie unter ständigem Schlagen solange stehen läßt, bis sie ohne zu kochen eindicken. Dann gibt man den Arrak hinzu, schlägt nochmals gut durch und serviert schnell in Gläsern.

Kleine Dase im Zimmer

Umgang mit Topfpflanzen in der kalten Jahreszeit

In den trüben Wintertagen möchte man doch wenigstens ein paar grüne Zweige, einige Blumen oder grüne Pflanzen um sich haben. Um sich an ihnen lange zu erfreuen, ist ein wenig Kenntnis ihrer besonderen Wünsche und Lebensanforderungen notwendig.

Blattpflanzen und blühende Töpfe

Wird man alle zehn Tage düngen müssen. Man rechnet ein Gramm Düngesatz auf ein Liter Wasser — nicht mehr. Alle Blattpflanzen lieben das Abbrausen — mindestens zweimal wöchentlich — vor allem, wenn man sie anschließend daran in feuchtwärmer Temperatur stehen läßt, im Badezimmer etwa. Blühende Pflanzen nehmen in der Regel das Abbrausen weniger freundlich auf. Sie verlangen abgestandenes Gießwasser. Knollenpflanzen wollen keinen Tropfen Wasser an der Knolle dulden. Man gießt sie zweimächtig durch den Unterfah oder befeuchtet vorsichtig den Topfrand. Trockene Töpfe stellt man vorsichtig in eine mit lauwarmem Wasser gefüllte Schüssel. Das Wasser soll die Erde bedecken. Wenn keine Blasen mehr aufsteigen, soll die Pflanze aus dem Bad genommen werden. Niemals zu viel Feuchtigkeit, da sonst die Wurzeln faulen.

Die anspruchstosen Palmen

Stellt man meist so auf, daß sie romantisch eine Zimmerecke ausfüllen und bedeuten nicht, daß auch sie ein Lebensrecht haben. Sie verlangen eine Zimmertemperatur zwischen 10 und 15 Grad, ein tägliches Sprühbad mit lauwarmem Wasser und alle vierzehn Tage eine gründliche Wäsche der Ober- und Unterseite der Blätter mit lauwarmem Wasser. Haben sich Läuse angeheftet, so reibt man sie mit einem Lappen und leichter Schmirgelfeilen oder Tabakslauge ab. Palmen brauchen im Winter Licht und Sonne, im Sommer kühlere Dämmerung. Sie vertragen keinen Zug und kein Gaslicht!

Gummibaum und Hyazinthe.

Der Gummibaum ist wieder hoch modern geworden. Er ist zwar ein anspruchsloser Herr und gedeiht auch in der Zimmerluft gut, doch will er möglichst hell an festem Platz stehen, im Winter mäßig gegossen und im Frühjahr regelmäßig umgetopft werden. Seine Blätter erfreuen die Pflegemutter mit strahlendem Glanz, wenn sie sie mehrmals mit einem Wattebausch vorsichtig von oben nach unten abreibt. Tränkt man die Blätter mit Öl, so kann man sich in den wohlgepflegten Blättern spiegeln.

Umtopfen? Diese Frage wird selbst im Winter manchmal aktuell, wenn ein Topf zerbricht oder springt. Niemals sollte man vergessen, den neuen Umentopf 24 Stunden vorher in Wasser zu legen und die Pflanze rings um die Wurzelballen fest an zu drücken. „Hochstehende“ Pflanzen verfrümmern über Nacht.

Wer lange Zeit Freude an seinen Hyazinthen haben will, muß sie stets wechselnd ein Jahr im Topf, ein Jahr im Garten halten. Das bekommt der Hyazinthe ausgerechnet. Und vor allem keine großen Töpfe. Hyazinthen lieben räumliche Beschränkung.

Für Kattien

Braucht man ganz besondere Liebe und Sorgfalt. Auch viel Platz, denn die Töpfchen verlangen je nach ihrer Art verschiedene Aufstellung, Sonne, Halbschatten oder Schatten. Auch bei ihnen stellen sich leider oft Läuse ein. Man umwickelt dann die Spitze eines Holzstäbchens mit Watte, tränkt sie mit einer Lösung von einem Eßlöffel Alkohol auf ein Wasserglas und holt damit die Läuse vorsichtig aus den Vertiefungen heraus.

auswachsen soll. Kinder, die nur bei Licht, nur in Gegenwart der Mutter, nur beim Singen von Schlafliedern einschlummern können, sind unrichtig erzogen.

Alles in allem kann die junge Mutter nicht sorgsam genug darauf halten, daß das Kind von frühester Jugend zu einfacher, natürlicher und gesunder Lebensweise erzogen wird. Diese Erziehung im Säuglingsalter, die die weitverbreitete Kinderneurose verhindert, ist eine der verantwortungsvollsten Aufgaben der jungen Mutter.

Der Wunsch nach Abwechslung besetzt die meisten Menschen. Die kluge Hausfrau tut gut daran, dieser menschlichen Eigenschaft Rechnung zu tragen und nicht aus Bequemlichkeit allzu gleichförmige Speisefolgen einzuweisen zu lassen. Zu kostspielig? Bei einigem Nachdenken gewiß nicht. Hier ein paar Vorschläge: Gefüllte Brötchen! Frische Semmeln werden ausgehöhlt, nachdem man auf einer Schmalzseite einen kleinen Deckel abschneidet. Dann füllt man sie mit pikant gemachten kleinen Fleischresten oder ähnlichem, bindet das Deckelchen mit weißem Faden wieder auf, wendet die Brötchen in Milch und Semmelbröseln und bäckt sie in Fett goldbraun. — Etwas anderes: Eine Scheibe Büchsenananas, ein weichgekochtes Ei oder Spiegelei darüber und darauf eine Scheibe glasierter Speck! Es klingt seltsam, schmeckt aber köstlich! — Und schließlich ist eine Platte mit vielen kleinen Leckerbissen, die oft nur aus einem Stückchen Hering mit Gurken, einer Scheibe Ei mit Anchovisauce auf Weißbrotwürfeln oder dergleichen bestehen, immer vor allem bei überraschendem Besuch eine beliebte Sache.

Das praktische Heim

Leckere Kleinigkeiten für den Abendstisch



Von der Liebfrauenmilch zum Teufelstropfen

Deutscher Wein in Vers und Prosa

„nen Tritt dem Bengel, der's Weinsah
füllt am Bumpenschwengel,
nen Tritt dem Schächer, der Gifte mischt
für deutsche Zecher!“
(Inskript im Ratskeller Wiesbaden.)

Des Weines größter Feind ist das Wasser. Es macht den edelsten Tropfen zu nichts, zu Essig, zum Kraker, der den Jüngern des Bacchus einen berechtigten Furor toulonensis entlockt. Denn schon 600 v. Chr., als unsere Vorfahren den Wein noch aus Ziegenfellen und Tongefäßen tranken, wurde die Weinpanische als eine Sünde bestraft. Heute regelt ein umfangreiches, kluges Weingesetz den Weg des köstlichen Saftes vom Winger zum Zecher, und besonders wichtig ist es ja, daß der geographische Name der Marke, der Berg, auf welchem Gott die Reben reifen ließ, genau und nach Jahrgang angegeben werden muß. Wenn es auch Kenner gibt, die schon an der „Blume“ schnüffeln, um welchen Ort, welches Wachstum und welches Alter es sich bei dieser und jener Flasche handelt, so gehören doch schon eine lebenslange Erfahrung und ausgezeichnete Zunge und Nase dazu, um aus Hunderten von guten Weinen und Jahrgängen eine bestimmte Sorte zu erkennen.

„Mein mein Durst vermehrt sich nur
Bei jedem vollen Becher.
Das ist die leidige Natur
Der echten Rheinweinzecher.“

So sang Ludwig Fischer 1802 im „Mann im Keller“. Und der Rhein ist ja wohl jedem Kind nicht nur als Deutschlands Strom, sondern auch als des Vaterlandes spendender Weinfluß bekannt. Rüdesheimer, Johannisberger, Hochheimer, Steinberger u. v. a. in ihrer goldgelben Farbe, ihrem duftigen, köstlichen Vufelt, wird jeder wohl einmal getrunken und noch ihren Geschmack in reizvoller Erinnerung haben.

„O Kasse von Sankt Gotthards Höf
Als Rheinweinstrom der Rhein,
So möchte ich der Bodensee,
Doch ohne Boden sein.“
(Friedrich Hornfeld, 1855.)

Der Rhein ist der meistumlungene Strom des Reiches, seiner landschaftlichen Schönheiten wegen nicht allein, sondern auch um seiner Trauben willen, die in Jahren mit viel Juli- und Augustsonne einen Wein ergeben, wie seinesgleichen auf der Erde nicht mehr vorkommt. Freilich, der süßliche, schwere Rheinwein, der ins Blut geht, in die Beine sinkt und ins Hirn dampft, ist nicht jedermanns Sache. Da muß die Mofel aus-
helfen:

„Mofelwein, der Sorgenbrecher,
Schafft gesundes Blut.
Trinkt' aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Mut!“

Meist dichtete diese Dithyrambe 1757 und hat damit dem Wiesporter Goldtröpfchen als der einprägsamsten Marke ein werberisches Lied gesungen. Doch zählen zu den Mofelweinen nicht nur die Weine dieses Flusses, sondern des ganzen Talflusses, also der Saar, Mosel, Lieser, Alf, des Ruwer, wo die schönsten Rieslingstropfen auf heißen Tonschiefer ewig wachsen. Traben-Trarbach, Keltinger, Schorlemer, Herziger und Bernsfelder Doktor sowie Zuzemburger Teufelstropfen sind eindrucksvolle Vertretungen. Man verjage einmal 1857er, 1895er, 1904er, 1911er, 1915er und 1921er! Es sind Kostbarkeiten, die der Kenner in tiefen Kellern ängstlich hütet. Und es muß schon ein festlicher Anlaß, eine unvergeßliche Begebenheit oder stimmungsvolle Stunde unter guten Freunden sein, wenn solche Flasche das Zimmer mit ihrem märchenhaften Duft der Sonne vor 50 und mehr Jahren erfüllt. Allerdings, solche Bulle kostet eine Kleinigkeit.

Rheinheffen wartet mit der lieblichen Liebfrauenmilch auf, mit seinem roten Oberingelheimer, Rierheimer, Scharlachberger und Laubenheimer. Es sind jene, von deren Mofel Goethe meint:

„Der Mofel, der gärend sich vom Schaum
geläutert,
Er wird zum Trank, der Geist und Sinn
erheitert.“

Von kleinsten und billigsten Landweinen bis zu allerfeinsten, süßen und hochedelsten Weerenauslesen stellt die Pfalz eine reiche Auswahl vor: Deidesheimer, Ruppertsberger, Bachheimer, Dürkheimer sind wohl die bekanntesten Marken, die alle ein mildes Aroma und eine wundervolle Vufeltfülle auszeichnen. Und wer liebt nicht den Redar und seine mannigfachen Taler der Enz, Kocher und Jagst mit ihren sehr verschiedenen Rot- und Weißweinen.

„Und streuen wir die Vornen,
Und wird's mir drauß' zu fahl.“

Geb' im dem Noß die Sporen
Und reit' ins Redariat.“

(Scheffel.)

Der fröhlichen, feurigen Frantenweine muß noch gedacht werden, die oft dem Burgunder gleichkommen. Aber der Main bringt uns die besten Weißweine von Würzburg, den würzigen Steinwein und den zarten Reizenwein.

Deutschland ist reich an Weinen der vielfältigsten Art, die jedem Geschmack das rechte und jedem Magen das bekömmlichste Rebengetränk bieten.

„Im Wein liegt Wahrheit...“ Er erzählt die wundervollsten Stimmungen, je

nach den Sonnenstrahlen, die Noß und Traube einfangen, je nach dem Boden, der sie gebat, und der Pflege, die jeder Stod erhielt. Die Dichter waren es, die den Wein ob seiner seligen Sorgenbrecherei lobpriesen und ihn in Dur und Mofel befangen, die Dichter von Homer bis zu unserer Zeit. Der Freiheitsheld Theodor Körner, ein immer fröhlicher, lustiger, mutvoller Zecher, sagte es so:

„Der Wein ist der Stimme des Liebes
Zum freudigen Wunder gefüllt
Und malt sich mit glühenden Strahlen
Zum ewigen Frühling der Welt.“
Otto A. Servats.



Wenn dieses Glas nicht schmecken soll...

Photo: Wittner (M).

Der König in Thule

Es war ein König in Thule
gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Vuhle
einen goldenen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
so oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
zählt er seine Tüdt im Reich,
gönnt alles seinem Erben,
den Becher nicht zugleich.

Er lag beim Königsmaße,
die Ritter um ihn her,
auf hohem Vätersaale
dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
trank letzte Lebensglut,
und warf den heiligen Becher
hinunter in die Flut.

Er sah ihn flüzen, trinken
und sinken tief ins Meer.
Die Augen täten ihm flinken:
trank nie einen Tropfen mehr.
Goethe

Du bist der süßlichste Wein

Die Kunst, Wein zu trinken

Der Herbst 1934 hat Deutschland einen ungewöhnlich reichen Weinertag gebracht, mit dem jedoch der Verbrauch längt nicht Schritt gehalten hat. Man weiß daher kaum die neue Weinernte unterzubringen. Im Vorjahre gab es auf einen Reblotz je einen Liter Most, was zu den Seltenheiten zählt. Ein Fuder Wein hat ungefähr dreizehnhundert Flaschen. Es gibt in der Pfalz, an der Mosel und am Rhein Orte, wo noch hunderttausende von Flaschen in den Kellern liegen und keinen Abzug finden. Also Weinrinder an die Front! Wer aber Zeit und Gelegenheit hat, sollte es nicht veräumen, sich an Ort und Stelle von der Güte des deutschen Weins zu überzeugen. In den a-baugebieten erhält man schon für eine Mark eine Flasche naturreinen Mofels, der das Dreifache aber bereits eine Flasche ausleseleinen Epikemweins. Es gibt in Deutschland leider nur wenige wirklich Weinkenner, die einen spritzigen Mofel, einen duftenden Rheinwein oder einen wohlmundenden, herben Pfälzer zu schätzen wissen. Viele Menschen glauben, wenn sie schon einmal Wein trinken, des Guten gleich

zu viel tun zu müssen und erwachen am nächsten Morgen dann mit einem schweren Kopf. Wein — auch Wein muß mit Verstand genossen, langsam Schluck für Schluck getrunken werden, will man seine köstlichen Seiten voll erschöpfen. Weinkenner lassen daher die ersten Tropfen erst sorgfältig auf der Zunge zergehen, um sich auf den Genuß vorzubereiten. Es gibt nicht umsonst eigens Weinchemie in den Anbaugebieten, deren Aufgabe die Prüfung der verschiedenen Weinorten auf „Bouquet“ und „Blume“ ist. Ihr Geschmacksinn ist so hoch entwickelt, daß sie unter Hunderten von Flaschen ein bestimmtes Gewächs lebendig am Geschmack herausfinden vermögen.

Eine „feuchte“ Ausstellung.

Ein bemerkenswertes Weinmuseum findet man in den Kellerräumen des Rathauses von Wiesbaden. Es hat dort nicht weniger als 100.000 Flaschen der edelsten Gewächse ihrer Verwendung. In einem Extrakabinett ruhen die besonders kostbaren, bis zu über zweihundert Jahre alten Weine. Bekanntlich

besaß auch König Ludwig von Bayern in seinem Privateller uralte Flaschenweine von höchstem Wert. Das eigentliche Museum gibt einen interessanten Ueberblick nicht nur über die Entwicklungsgeschichte des Weinbaues, sondern auch der Flaschen und Gläser. Während man früher das köstliche Raß, wenn nicht direkt vom Faß, aus Trinktgefäßen aus Zinn oder Steingut schlürfte, traten an deren Stelle später Römer, Eektgläser und die heute noch im Gebrauch befindlichen Bofale.

Auch die Weinreifetten haben ihre Geschichte und sind im Wiesbadener Weinmuseum in den interessantesten Exemplaren vertreten. Eine stilvolle Umrahmung haben diese Schätze aus Jahrhunderten in der alttümlichen, hochstilvollen Einrichtung des Weinmuseums, das in jeder Hinsicht den Eindruck eines prächtigen, kleinen Ratskellers erweckt.

Es gibt jedoch in Deutschland, was noch kaum bekannt sein dürfte, auch ein Weinarten-Museum. Man findet dieses in dem ersten und einzigen Biffoheim der Welt in der Thalfirchnerstraße zu München. Die Weinarten-Sammlung wurde erst vor einiger Zeit der dort bereits vorhandenen Ausstellung berühmter Speisefarten angegliedert. Auch ein Gästebuch fehlt in dem eigenartigen Museum nicht.

So ist der Wein, seit er im 3. Jahrhundert nach Christus durch die alten Römer in Deutschland eingeführt wurde, nicht nur zu einem hochgeschätzten Genußmittel, sondern auch einem Kulturfaktor ersten Ranges geworden, dessen man sich in den Tagen vom 19. bis 26. Oktober dankbar erinnern wird. Und wenn jeder Deutsche anlässlich der Werbewoche auch nur ein einziges Glas Wein trinkt, so wird damit auch dem notleidenden Winger geholfen sein.

Trinken wir ein Gläschen Wein!

Weshalb bloß in vergangenen Zeiten das Weintrinken als ein unvergeßlicher Luxus galt? Man hat das nie ergründen können. Der Weintrinker war entweder ein verantwortungsloser Verschwenker, für den es keine andere Entschuldigung gab als vielleicht die, daß er eben Wein trinke und deshalb nicht mehr ganz zurechnungsfähig sei, man machte einen großen Vogen um den Menschen, betrachtete ihn als Schädling des Volkes. Oder man stempelte ihn zum Schlemmer.

Ich erinnere mich noch sehr gut meiner Kindheit. Da war im Dorf ein Förster, verjagt aus dem Rheintal nach dem härteren Osten. Er war ein fröhlicher Mensch, beliebt im ganzen Kreise, und es gab, als er erst „warm“ geworden war, keinen Bauern und keinen Hofgänger, der nicht den Förster als einen der Fröhlichen anerkannt hätte. Bis es auf einmal durchdrückte: der Förster trank Wein! Man denke: Nicht etwa ab und zu einen Krankenwein, nein, zu jeder Mahlzeit und an jedem Abend ein Gläschen Wein von der Mofel! Und er leugnete es nicht!

Nun war bald das herzliche Verhältnis zwischen dem Förster und den bieberen Bauern getrübt. Gewiß, Krümles konnte man nichts nachfragen, rein gar nichts, aber daß er Wein trank, hatte man nicht erwartet — hieß es im Weisheitswort. Krümles brauchte viele Jahre, um das herzliche Verhältnis mit den Bauern wiederherzustellen; aber er hat sich bis zu seinem Ende niemals ganz von dem Mafel reinigen können, daß er ein Weintrinker war, wenn man auch, weil er sonst ein guter Mensch war, diese seine Leidenschaft weniger ihm als dem Teufel auf das Schuldkonto schreiben wollte.

Mancherlei hat sich seither begeben, aber der Weintrinker, der Trinker de u t f e n Weines ist immer verdächtig geblieben bis in die letzten Jahre hinein. War man schon ein wenig buldamer geworden, so blieb an ihm doch der Vorwurf hängen, daß er leichtsinnig sei. War der Weintrinker leichtsinnig? Weshalb denn? Weil er sich in schlechte Gesellschaft begab? Der Wein ist von jeder die beste Gesellschaft gewesen, ein guter Freund, der Körper und Geist jung und frisch erhielt. Oder war der Weintrinker verdorren? Man hört doch so oft, wie teuer der Wein sei! Was bringt nicht alles ans Ohr! Der Wein ist niemals teuer gewesen, niemals ein Vorrecht der Reichen! Denn am Rhein, an der Mosel, in der Pfalz und in Franken, überall dort, wo Gott die Rebe wachsen läßt, ist er immer Volksgetränk gewesen, eben weil er nicht mehr kostet als ein anderes Getränk.

Heute schätzen wir den Wein als eine Frucht, die der deutsche Winger nach harter Arbeit als Traube erntet und mit Geschick und Sorgfalt verarbeitet wie der Müller das Korn und der Bäcker das Mehl, der Mälzer die Gerste und der Brauer den Malz. Die Scheu vor dem Wein ist verschwunden, der Weintrinker gilt nicht mehr als leichtsinniger Windbeutel, Weingenuß nicht mehr als Luxus. So weit haben wir uns allmählich, und nicht zuletzt unter dem Einfluß der Erziehung, im neuen Deutschland entwickelt. Jetzt gilt es nur, einen kleinen Schritt weiterzugeben: Wir müssen die köstliche Frucht genießen, den Wein, den der deutsche Winger für uns gekeltert hat, trinken.

Ein Schmeckel.

Spielplatz der Jugend

Von sonderbaren Münzen und Medaillen

Die eisernen Münzen von Byzanz — Römer bevorzugten Bleigeld — Inflationsgeld in der Antike

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war in Deutschland und Österreich eine besondere Art von Münzen und Medaillen beliebt, die innen hohl waren und aus zwei Hälften zusammengepresst wurden.

Diese Schraubenmedaillen oder Münzen wurden in verschiedener Größe aus edlen Metallen geprägt, gepreßt oder auch graviert. Zu den Schraubenmünzen wurden ebenfalls solche aus Eisen geprägt, die ebenfalls in zwei Hälften geschnitten, ausgehöhlt und zum Zusammenpressen zusammengepresst. Manche sind so sorgfältig gearbeitet, daß man den Schnitt kaum mit



freiem Auge ausfindig machen kann und oft nur durch das leichte Gewicht darauf aufmerksam wird, daß man eine Schraubenmünze vor sich hat. Diese Schraubenmünzen, wie auch die aus dieselbe Art hergestellten Schraubenmedaillen, dienten meist zu Gelegenheitsgeschenken, waren ein beliebtes Tauf- oder Firmungsgeschenk, oder aber sie wurden als Hülle oder Büchsen für ein größeres Geldgeschenk benutzt. Oft bargen sie auch verschiedene Gegenstände und Zeichnungen, wie Parfüm, Kalender, Schnupftabak, und sehr häufig Bilderreihen mit Zeichnungen und Malereien historischer Personen oder Begebenheiten, wie z. B. Schlachtenbildchen aus der Zeit der napoleonischen Kriege, oder Bildnisse von Feldherren und Fürsten. Zuweilen wurde eine Widmung mit Namen und Datum auf die untere Fläche solcher Büchsen graviert oder auch die Vorderseite der Schraubenmedaillen mit Aufschrift oder Bildern, die sich auf den Inhalt bezogen, geprägt oder gepreßt.

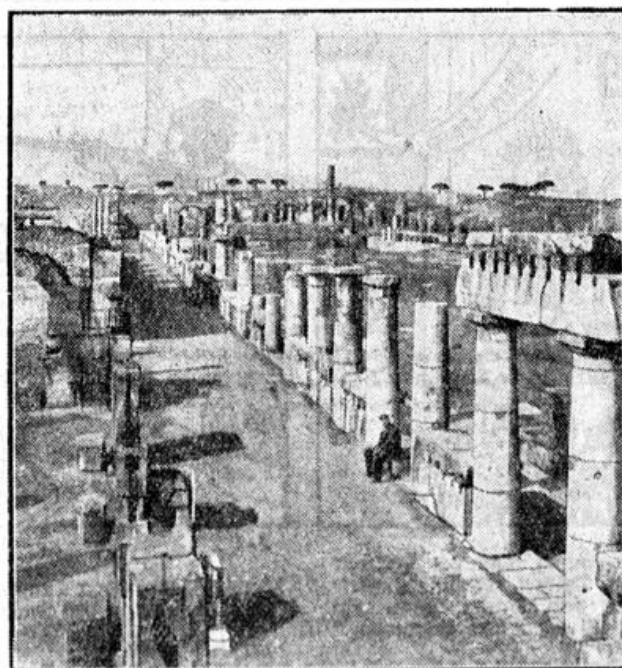
Von den hohlen Kupfermünzen, welche zu Schraubenmünzen bestimmt waren, sind am bekanntesten die Kreuzer der Kaiserin Maria Theresia, von denen, einem weitverbreiteten Glauben zufolge, jedes tausendste Stück einen Dufaten bergen sollte. Selbst heute noch findet man derartige zu Schraubenmünzen umgewandelte Kreuzer im Gebrauch, die als Hüllen für Geldgeschenke oder Schmuckstücke verwendet werden. — Denkmünzen, Medaillen, Schraubenmünzen aus Eisen, verschiedene Spielmünzen und religiöse Beihmünzen wurden und werden nicht selten gegossen und geprägt, auch Notmünzen aus Eisen wurden bei großem Silber- und Kupfermangel oft herausgegeben. Immerhin ist das Eisen für gangbare Münzen, wenigstens in neuerer Zeit, seltener in Anwendung gekommen. Bei den Spartanern dagegen gab es gegen Ende des 9. Jahrhunderts vor Christus überhaupt kein anderes Wertgeld oder Zahlungsmittel als eiserne, und selbst verbietet geradezu die Prägung von Gold- und Silbermünzen. Auch bei den Bewohnern von Byzanz sind längere Zeit eiserne Münzen im Gebrauch gewesen. Überliefert ist, daß die Römer unter Numa Pompilius Eisengeld und, wie Caesar erzählt, auch die Briten wie die nordischen Völker überhaupt eiserne Geld als Zahlungsmittel kannten. Aus neueren Zeiten kennen wir die Eisenmünzen aus Abessinien und Japan und — das eiserne Notgeld aus dem Weltkrieg.

Häufiger als die eisernen Münzen waren die Münzen aus Blei, trotz ihrer zu großen Weichheit und leichten Zerkümmert. Sie waren besonders bei den Römern während der Zeit der Republik und der ersten Kaiser beliebt. In neuerer Zeit wurden solche Bleimünzen im 17. Jahrhundert in Dänemark geprägt, am häufigsten aber kommen sie auch heute noch in China und Ostindien vor; man reißt sie, die in der Mitte mit einem viereckigen Loch versehen sind, auf ein Strohband und hängt sie sich um den Hals. Endlich seien die sogenannten gefütterten Münzen des Roms der späteren Kaiser erwähnt. Sie bestanden aus unedlen Metallen und waren meistenteils mit Silber, seltener mit Gold bezogen. Der unedle Kern bestand aus Eisen oder Blei. Gewinnsucht oder Not zwang die Kaiser zu ihrer Herausgabe.

Zu den Münzen, die, abgesehen von ihrer großen numismatischen Seltenheit, auch in geschichtlicher Beziehung interessant sind, zählen die Taler Christians des

Die tote Stadt

„Eisenbahnverkehr“ schon im alten Pompeji! Es kann auf verhältnismäßig kleinem Raum keine größeren Gegenstände geben, als die im Baureis des Vesuvius, der vor mehr als 1800 Jahren Pompeji, Herculaneum und Stabia vernichtete.



Die Via Marina führt zum Forum, dem Hauptplatz der Stadt, um den herum sich die großen Gebäude, die Börse und Gerichtshalle, der Apollo- und Jupitertempel, die Markthalle, das den Stadtgöttern geweihte Haus, der Tempel des Vesuvius und ein Lagerhaus für Stoffe gruppierten. Heute stehen hier, wo sich einst die ganze

Jüngeren, Herzog von Braunschweig, vom Jahre 1622. Diese merkwürdigen Taler zeigen an der Hauptseite einen aus den Wolken ragenden Arm, mit dem bloßen Schwert in der Hand und der Aufschrift: „Tout avec Dieu“, auf der Rückseite aber die Worte: „Gottes Freundt, der Waffen Feindt“ und die Titelschrift. Dieser, im Jahre 1599 geborene, überaus kriegerische und unternehmende dritte Sohn des Herzogs Heinrich Julius, von seinen Anhängern der „Tapfere“, von seinen Gegnern „der wilde Herzog“ genannt, nahm sich nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag des Palzgrafen Friedrich in Böhmen, des Winterkönigs und Gegners des Kaisers Ferdinand II. tatkräftig an. Er kämpfte zuerst sehr unglücklich gegen die Habsburger und Verbündeten des Kaisers in Lippe, Soest und bei Paderborn, wo er aus dem Kirchenhaas reiche Beute machte und aus dem im Dom in Paderborn vorhandenen Bildnisse des heiligen Viktor Goldgaulden, aus dem Sarge des Kirchenpatrons aber doppelte und einfache Taler prägen ließ, die Sargtaler genannt wurden, ähnlich wie die aus den Sargen des heiligen Adolar und Cobanus in Erfurt geschnittenen bekannten Sargpfennige. Der Lebenslauf dieses Fürsten war, selbst in der bewegten Zeit des dreißigjährigen Krieges, überaus wechselvoll und abenteuerlich. Zuletzt suchte er an der Seite der Dänen mit wechselndem Glück, bis er im Jahre 1626, also erst 27 Jahre alt, einem heftigen Fieber erlag. Anlässlich seines Todes wurde eine silberne Medaille im Durchmesser von 55 Millimeter geprägt, die auf der Hauptseite, in zierlicher Fassung, das Brustbild Christians mit der Titelschrift aufweist, auf der Rückseite aber einen Sarg, darüber einen Totenkopf nebst Sanduhr unter einer Krone, umgeben vom Bande des englischen Hosenbandordens und der die Geburts- und Sterbedaten enthaltenden Umschrift.

Pracht des römischen Imperiums in seiner Glanzzeit entfaltete, nur noch stumpfe, von schimmerndem Marmorbelag entledigte Säulen.

Ganz anders ist der Eindruck, wenn man durch die Straßenzüge des in Stadtviertel und Häuserblock eingeteilten Pompejis wandert. In sinnfälliger Ordnung zieht sich das Netz der horizontalen und vertikalen Linien durch die ganze Stadt, in der keine krummen, unübersichtlichen Winkelgassen gebaut wurden.

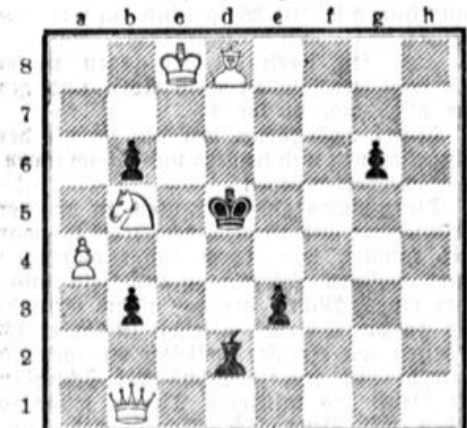
Insbesondere an der Strada dell'Abbondanza, im Gebiet der neuesten Ausgrabungen, ist das Studium des alten Pompeji in höchstem Maße lohnend. Hier sind die Mauern der Häuser zum Teil noch mit alten Wandmalereien und Fresken bemalt, mit Hinweisen auf Theateraufführungen, Gladiatorenkämpfe, Wettspiele und auf alle möglichen, den Bedürfnissen der Bevölkerung dienende Annehmlichkeiten. Man hat beinahe das Gefühl, als ob diese Straße nicht etwa vor bald 2000 Jahren, sondern erst jetzt verlassen worden ist. So lebendig und anschaulich gruppiert sich hier der Reigen der Häuser.

Luftige Ede.



„In die altmodische Klamotte will ich nicht mehr rein. Papi, ich hält' auch gerne etwas mit Stromlinie und Vorderantrieb.“

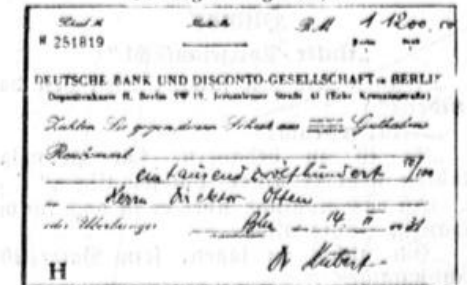
Schachaufgabe



Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung: 11 Figuren. Weiß (5 Figuren): König e 8, Dame b 1, Springer b 3, Läufer d 8, Bauer a 4. — Schwarz (6 Figuren): König d 5, Läufer d 2, Bauer b 3, b 6, c 3, g 6.

Der eigenartige Schach.



Dr. Hubert hat Direktor Otten einen Scheck gegeben. Als nun der Vize des Direktors auf

der Bank erscheint, lehnt der Kassierer eine Honorierung des Schecks ab. Deshalb?

Bierflüchtige Scharade.

Als ich heute eins drei sah
In 'nem neuen Hut,
Saate sie, die zwei und vier
Steh mir doch recht gut.
Uns zu loben gingen dann
Wir noch aus zu zweit,
Wo im Gasthaus eins bis vier
Stand für uns bereit.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten:

a) Von links nach rechts und b) von oben nach unten: 1. Anderes Wort für Dichtkunst, 2. fruchtbarer Landstrich in der Wüste, 3. biblischer Priester, 4. Feldart, 5. griechischer Gott, 6. männlicher Vorname, 7. spanische Münze, 8. geistliche Gemeinschaft, 9. Teil des Kopfes, 10. Stadt in Bayern, 11. schweizerischer Naturforscher, 12. deutscher Romanschriftsteller, 13. langer Zeitraum, 14. musikalische Bezeichnung. Die Diagonale A-B nennt eine Volksvertretung.

Geographisches Silberrätsel.

Aus den 29 Silben:
a — ben — bor — dorj — e — el — frant
fünf — hui — lau — gau — alo —
haus — tel — tuch — lers — mal — ul —
na — ol — ra — see — it — tor — ul —
uer — ues — je — jia

Sind 13 Städte bzw. Ortsnamen zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und Endbuchstaben, beidermal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Städte bzw. Orte liegen:

1. in Schweden
2. im Rheinland
3. in Hessen-Nassau
4. in Sachsen
5. in Hannover
6. in Bulgarien
7. in Oberösterreich
8. in Schlesien
9. in Schlesien
10. in Polen
11. in Schlesien
12. in Niederösterreich
13. in Mähren

Auflösungen aus voriger Nummer:

- Lösung: Dame e2 — h5
1. De2 — h5, Dh1 schl. h5
2. d6 — d7, beliebig
3. d7 — d8 Springer matt oder d7 schl. e8 Dame matt.
II.
1. De2 — h5, Sb1 beliebig
2. Dh5 schl. h7, beliebig
3. Dh1 — d5 matt.

Wie ist das möglich?

Die Unmöglichkeit, den Flug London—Kopenhagen—Moskau in der gleichen Zeit wie umgekehrt zu erledigen, erklärt sich aus den verschiedenen Uhrzeiten. Auf dem Flüge Moskau—Kopenhagen—London gewinnt das Flugzeug durch den Unterschied zwischen der osteuropäischen, der mitteleuropäischen und der westeuropäischen Zeit drei Stunden. Auf dem Flüge London—Kopenhagen—Moskau verliert das Flugzeug drei Stunden. Das Flugzeug war also sechs Stunden länger unterwegs, obgleich es dieselbe Zeit fliegen würde.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Rom, 4. Gabel, 6. Mut, 7. Tom, 9. Fat, 10. Tag, 12. Mai, 13. Lei, 15. Ede, 17. Reis, 18. Talp, 20. Vange, 21. Sunda, 22. Otter, 23. Emben, 24. Beere. — Von oben nach unten: 1. rot, 2. Ob, 3. Mei, 4. Sut, 5. Lot, 6. Mailand, 8. Malente, 9. Taktum, 11. Selger, 12. Messe, 14. Niere, 16. Eide, 17. Nale, 19. Pan, 20. Bob.

Gleichklang:

— arm — Arm —

Reiserätsel.

Gleichen, Essen, Garmen, Regen, Ebn, Meisen, Lauen, Reiben, Bergen, Mengen, Zingen, Baden, Bissen, Neden.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Laage, 5. Pas, 8. Eide, 9. Zeit, 10. Amor, 11. Alfa, 12. Ar., 13. nien, 14. Odenwald, 19. Note, 20. Pais, 22. Cran, 23. Ede, 1. Fat, 25. Anton. — Von oben nach unten: 1. Lea, 2. Alma, 3. Ador, 4. Hermann, 5. Ball, 6. Affe, 7. Stand, 9. Zambalen, 13. Robot, 15. Dora, 16. Stat, 17. Laft, 18. dito, 21. Sen.

Von Spielern und Spielern

Von Jo Hanns Rösler.

„Mit Meier wird es kein gutes Ende nehmen. Jeden Tag sitzt er von früh bis nachts im Kaffeehaus und spielt Karten.“
„Wirklich? Woher wissen Sie das?“
„Mit mir spielt er doch!“

Bimm und Bamm spielen Karten. Alten ehrlichen deutschen Sechshundsechziger. Bimm gewinnt.
„Erlaube bitte“, unterbricht er daher, „heute spielst du in demselben Spiel schon zum drittenmal das Kreuz aus. Wenn du jetzt das Kreuz nochmal bringst, muß ich direkt annehmen, du mochtest.“

Eduard und Erich spielen Carté. Eduard legt den Trumpf auf.
Erich protestiert: „Das gilt nicht!“
„Warum nicht?“
„Sie haben den König aus dem Armel gezogen!“

Eduard nickt: „Stimmt. Aber nicht aus meinem Armel, sondern aus Ihrem!“

Zwick, Zwack, Zwick und Zwick spielen Tarock. Sie spielen im Kaffee Abels. Spielen eine Stunde. Sie spielen zwei Stunden, dann stehen sie auf, ziehen die Röcke aus und spielen in Hemdsärmeln weiter.

Der Kaffeefreier eilt empört hinzu: „Aber meine Herren! Können Sie so etwas machen in einem anständigen Kaffeehaus? Stellen Sie sich vor. Sie kämen in ein anderes Kaffee und dort säßen vier Männer in Hemdsärmeln! Was würden Sie dann wohl sagen?“

Meint Zwick: „Ganz einfach. Ich würde ihnen sagen: Geben Sie ins Kaffee Abels, dort können Sie so sitzen!“

Unterschied.

August: „Neulich sagtest du, daß du bei deinem Meister besonders gut angeschrieben stehst; aber heute hörte ich, wie er dich einen großen Esel nannte.“
Emil: „Das ist ja gerade der Unterschied; die anderen Stisse nennt er einfach Esel.“

Er hat recht.

Die Schüler sollen bekannte Sprichwörter sagen. Fritz hat nicht aufgepaßt. Als die Reihe an ihn kommt, weiß er von nichts. Fritz bekommt Prügel.

„Nun“, fragt darauf der Lehrer, „weißt du jetzt ein Sprichwort?“
„Ja“, sagt Fritz, „geben ist seliger als nehmen.“

Bretter.

Er, Schauspieler: „Die Bretter, auf denen ich aufträte, bedeuten die Welt!“

Sie: „So? Die Bretter, auf denen du hier auftrittst, bedeuten Geld. Gehe also gefälligst gleich zum Hauswirt und bezahle die Miete!“

Allerlei Volltreffer

Gut gezielt



Scheidungsprozess in der Steingasse.
„Und dann, vorher Gerichtshof, hat sie mir diese meine Briefe an den Kopf geworfen.“



Der eifersüchtige Diskuswerfer.



„Ich möchte wetten, daß der verfluchte Bengel jetzt den Spiegel zertrümmert hat!“
Stimme aus dem Hintergrund: „Au fein, Vati, du hast die Wette gewonnen!“



„Ja, ich glaube, da werden wir uns doch man lieber entschuldigen gehen.“



Wenn die Frau des Kunstschützen vergessen hat, Rosinen in den Ruchenteig zu tun.

Auch ein Vergleich

Shadow ging während seines römischen Aufenthalts spazieren, um wieder einmal den berühmten Sonnenuntergang in der Campagna zu genießen. Da traf es sich, daß sein deutscher Kollege Vegas des gleichen Weges kam. Sie kamen dann gemeinsam an den Rand eines der herrlichen Parks und heide blieben stehen, offenbar um eine besonders schöne Baumgruppe zu betrachten. Schließlich hatte man sich fast gesehen und Shadow meinte: „Wissen Sie, Kollege, es ist doch wirklich immer dasselbe Bild, das man von diesen Bäumen und Zypressen hat: Die erstere sieht aus wie ein aufgeschlappter und die Zypresse wie ein zugeklappter Regenschirm.“

Betriebsfähigkeit.

Auf der Nebenbahn: „Auf unserer Bahn sind Zusammenstöße vollkommen ausgeschlossen!“

„Hoffen wir es; unmöglich ist so etwas niemals.“

„Und doch ist es unmöglich: wir haben nämlich nur einen einzigen Zug!“

Begründung.

Chef: „Herr Schulze, das geht auf keinen Fall, daß Sie — wie gestern — einfach das Büro verlassen, um sich die Haare schneiden zu lassen.“

Angestellter: „Warum denn nicht? Die Haare sind doch auch während der Geschäftszeit gewachsen!“

Durch die Augen...

„Wenn ich gerne wissen will, was jemand von mir denkt, so sehe ich ihm nur aufmerksam in die Augen.“

„Ist das nicht recht unangenehm für Sie?“

Der gutmütige Hund.

Besucher, nachdem er den Hund geneckt hat: „Bist du ein Hund?“

Hausherr: „Nein. Das heißt, vorher wußten wir es noch nicht, aber Sie haben ihn, daß er sich alles ruhig gefallen ließ. Wir haben ihn nämlich erst gestern gekauft!“

Die Probe.

Vertrunkener: „Herr Wachtmeister, ist das das Haus Nummer 5?“
Wachtmeister: „Nein — das ist Nummer 55!“

Vertrunkener: „Gott sei Dank! Da bin ich also doch noch nüchtern!“

Fremdwörter.

„Was haben Sie eigentlich für einen Beruf?“

„Ich bin Informatenagent.“

„Immer diese Fremdwörter! Kann man das nicht anders ausdrücken?“

„Oh — höchstens Annoncen-Akquisiteur!“

Wald Feld und Heide

Jedermann sein eigenes Barometer

Jede Wetteränderung braucht eine gewisse Zeit, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß ihr Umwandlungen in der Luftstimmung vorausgehen, die bei lokalen Verhältnissen etwa drei bis sechs Stunden dauern. Es bestehen die verschiedensten wissenschaftlichen Wetterregeln, die eintreten können und hauptsächlich den an den lokalen Wetterprognosen Interessierten zum praktischen Gebrauch dienen sollen. Wir führen einige wichtige an, wie sie feinerzeit Professor Michelsen aufgestellt hat:

Nach aus westlicher Richtung kommende Federwolken deuten auf Regen, solche aus Osten auf schönes Wetter.

Wenn sie nach dem Erscheinen allmählich den Himmel verschleiern, sind Wind und Niederschläge zu erwarten.

Parallele Wolkenstreifen sind meist Anzeichen von Regen.

Schäufelwolken sind vorwiegend Vertreter von schönem Wetter.

Wenn die Bewegungsrichtung der Wolken der des Windes am Boden nicht entspricht, ist eine Verschlechterung des Wetters möglich; ziehen dagegen kleine Haufenwolken in derselben Richtung, in der unten der Wind weht, so bedeutet es, daß das schlechte Wetter besser wird.

Wachsen Haufenwolken in Form gewaltiger Berge und weht kein regelmäßiger Wind, so ist ein Gewitter in Aussicht.

Geht die Sonne hinter einer gleichmäßigen, niedrigen Wolkenwand ohne Federwolken unter, so ist dies kein Vermerk für Wetterveränderung.

Verstärkt sich der Wind am Abend, so

sind Niederschläge oder Sturm zu erwarten. Regnet es vor oder nach Tagesanbruch, so hören die Niederschläge im Laufe des Vormittags meistens auf; häufig wird der Tag heiter und schön.

Man sei recht mißtrauisch, wenn nach einem regnerischen oder trübigen Tage der Morgen mit tiefblauem Himmel anbricht. Ein außergewöhnliches Funkeln der Sterne, namentlich morgens, ist ein Vorzeichen von Regen.

Starker Tau verspricht gutes Wetter. Große, weiße Ringe um Sonne und Mond verkünden Frost.

Das Abendrot kann gewöhnlich als ein günstiges Witterungszeichen gelten. Morgenrot ist meist ein ungünstiger Vorbote.

Grauer Morgenhimmel und Windstille vor Sonnenaufgang deuten im Sommer bei normalem Barometerstand auf einen schönen Tag.

Steigt das Barometer unbedeutend innerhalb weniger Stunden, so ist nur auf vorübergehendes klares Wetter zu rechnen.

Das Sehvermögen der Vögel

Das Vogelauge ist mit einem geradezu wunderbaren Sehvermögen ausgestattet. Man hat beobachtet, daß der Aukud im Stande ist, Larven zu sehen, die in zehn Meter Abstand umherkriechen. Das Auge des Sperlings und Finken entdeckt ein kleines Samen Korn oder eine Brotkrume in acht bis neun Meter Entfernung. Die Augen dieser Vögel sind sechs mal so schwer als ihre getrocknete Hirnschale.

Betrachten wir ein Vogelauge, so fällt uns in erster Linie seine Größe und sein

Gewicht auf. Die größten Augen hat der größte Vogel, nämlich der Strauß. Es steht dem Auge von Pferd und Rindvieh nicht nach. Aber vergleicht man das Gewicht des Augapfels mit demjenigen des ganzen Vogels, so wird man finden, daß die kleinsten Vögel verhältnismäßig die größten Augen haben. So wiegt die Eider 72 mal, die kleine Schwalbe dagegen nur 20 mal mehr als ihre zwei Augäpfel.

Natürlich sind die Augen unserer Nachttaubvögel sehr groß. Das Auge der Nachttaube wiegt z. B. 9,5 Gramm, mit einem Längsdurchschnitt von etwa 28 Millimeter, und ist fast ebenso schwer wie die Hirnschale des Vogels, ein Verhältnis, das man nicht annähernd bei den Säugetieren findet. Dies muß uns um so mehr in Erstaunen versetzen, weil die Natur gerade mit Rücksicht auf den Vogelkopf sich bemüht hat, sparsam zu sein, um den gewöhnlich langen Hals nicht zu sehr zu belasten. Aber die Vorteile, die mit den großen Augen verbunden sind, sind so bedeutend, daß sie die damit verknüpften Abstände bei weitem übertreffen. Bei der langen Schwache und der staunenswerten Erweiterung des hintersten Augenabschnittes müssen die Vögel, die das Auge aufnimmt, verhältnismäßig groß, im höchsten Grade deutlich und bis in die kleinsten Einzelheiten klar werden.

Aufregendes Jagdergebnis

Ein einzelner riesiger Elefant in But reicht aus, um den tapfersten Jäger in einen lähmenden Schrecken zu versetzen, — wenn aber sieben der Ungetüme zwei einzelne Jäger angreifen, dann kann wirklich nur ein

Wunder die Menschen retten. Ein Jäger berichtet von dem einzigen Elefantenangriff dieser Art, den er erlebte.
„Einer der Eingeborenen trat unvorsichtigerweise auf einen morschen Ast, und auf dieses Geräusch hin machten die zwei Bullen und fünf Kühe Front gegen uns. Einen Augenblick standen sie mit aufgehobenen Rüsseln, unsere Witterung suchend, dann kamen sie mit Blutgebrüll auf uns losgestürzt.“

„Ich“ fest, hörte ich den Jäger sagen, nimm den mittleren Bullen auf's Korn und gib ihm alles, was du kannst.“

Hinter uns hörten wir die Juru der Eingeborenen und wollten uns, gleich ihnen, in Sicherheit bringen.
Die nächsten zwei Minuten in meiner Erinnerung sind ziemlich verwirrt. Es war mir zumute, wie einem Kaiser angeht, eines riesigen Stiefels zumute sein muß, oder einem Mann, der vor einem Erpreßzug an die Schienen gefesselt ist. Aber ich arbeitete wie ein Verzweifelter mit meinem Gewehr und feuerte Schuß auf Schuß in die Brust des mittleren Tieres, während neben mir Venus Schnellfeuergewehr ununterbrochen knatterte. Blöcklich schwenkten die Tiere auf der rechten Seite wie Soldaten bei der Parade zur Seite ab und rasten in den Wald hinein, während die auf dem linken Flügel 25 Schritt links von uns vorbeikamen.

Humor

„Unter Polizeiaufsicht.“

„Kennen Sie den jungen Menschen da drüben?“

„Nein; warum?“

„Er ist zu bedauern; seit zwanzig Jahren steht er unter Polizeiaufsicht.“

„Ist das möglich? Aber er ist doch kaum zwanzig Jahre alt?“

„Das nichts zu sagen: sein Vater ist Schußmann.“